

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Friedrich der Große

**Winter, Georg
Friedrich der Große**

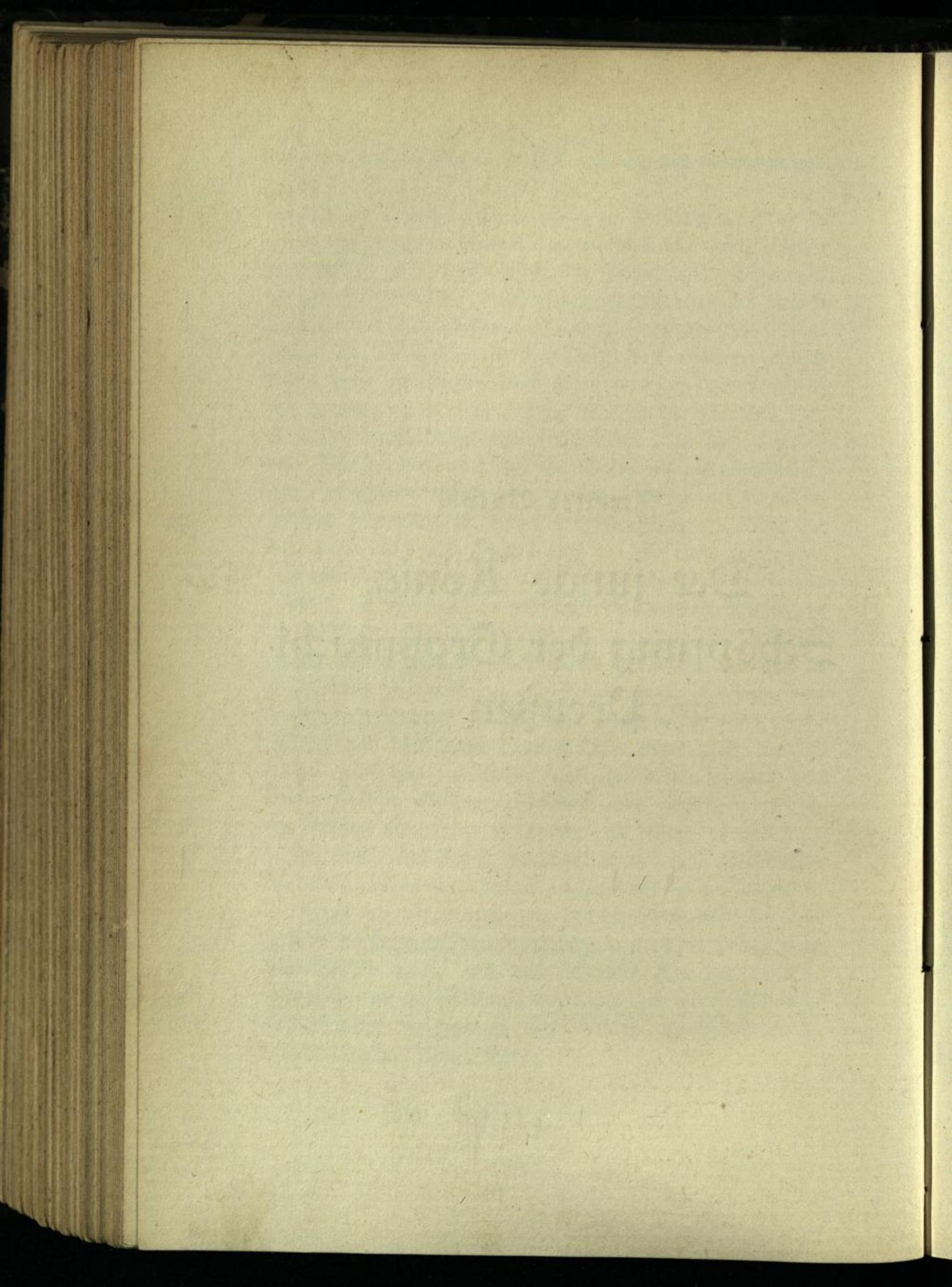
Berlin, 1907

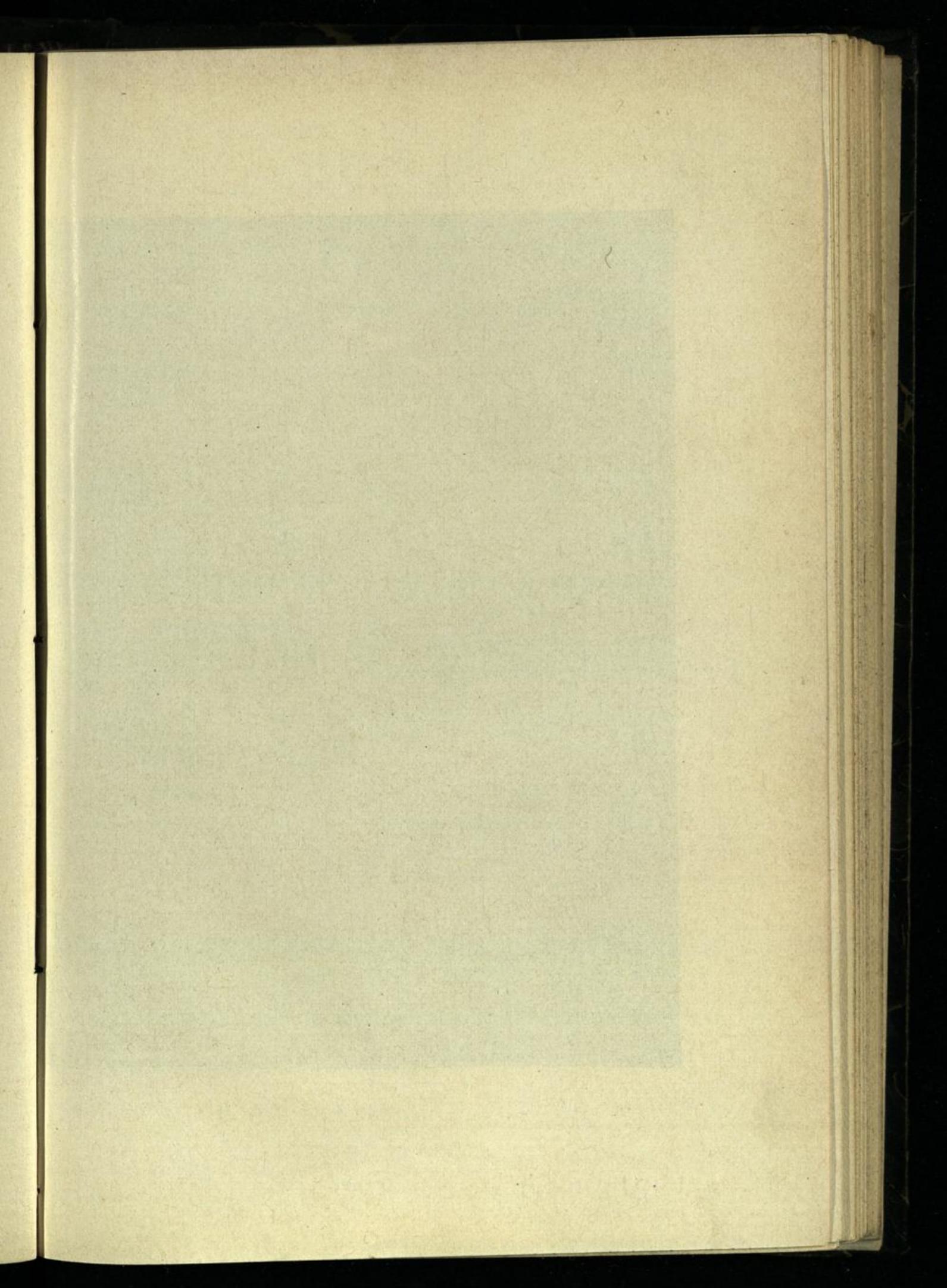
Zweites Buch. Der junge König. Schöpfung der Großmacht Preußen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-515

Zweites Buch

Der junge König.
Schöpfung der Großmacht
Preußen



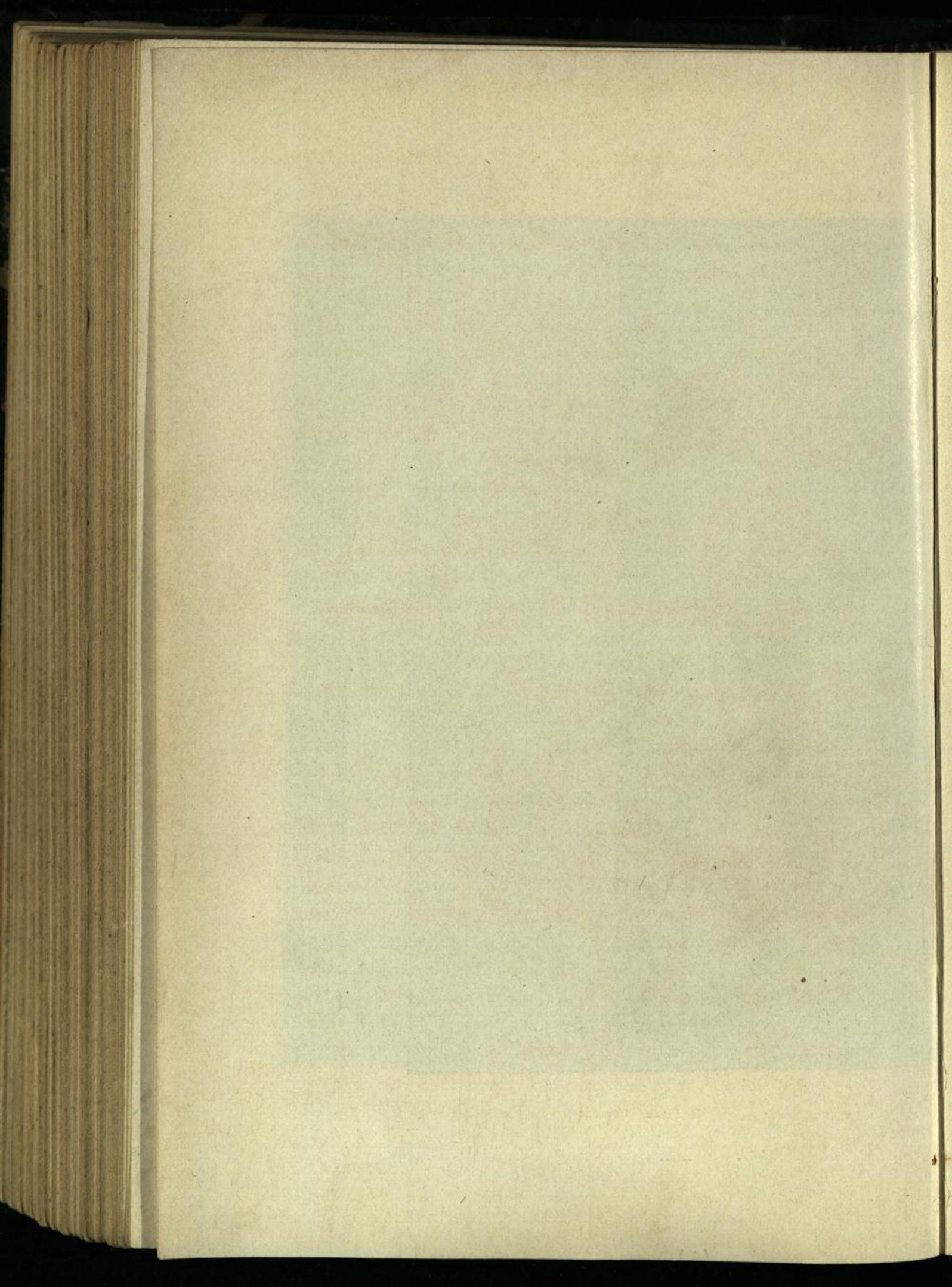




Fridericus Magnus
Rex Borussiae Elector Prussiae

David Schönbauer del.

Nach einem Stich von Reißig, Danzig 1763





Erstes Kapitel

Der neue Herr

In jedem monarchischen Staate wird einem Thronwechsel mit mehr oder minder gespannten Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen entgegengesehen. Kaum jemals aber ist dies in dem Grade der Fall gewesen, wie beim Tode Friedrich Wilhelms I. Bei aller Größe der organisatorischen Begabung des Königs war doch seine Art zu regieren von einer herben Schärfe und Härte begleitet gewesen, die selbst die großen Wohlthaten seines landesväterlichen Regiments verdunkelte. Um so mehr waren aller Augen auf den Kronprinzen gerichtet gewesen. Hatte doch der scharfe Konflikt zwischen Vater und Sohn mit seinen auch dem oberflächlichen Beobachter erkennbaren, in einem Königshause nahezu unerhörten Begleiterscheinungen die öffentliche Meinung in hohem Grade erregt. Da über die tieferen Ursachen dieses Konflikts, über das Maß der Schuld, welches dabei nicht bloß den strengen Vater, sondern auch den anfänglich ohne Zweifel zu bedenklichen Leichtfertigkeiten und Verirrungen neigenden hochbegabten Sohn traf, nur sehr dunkle und unbestimmte Gerüchte verbreitet waren, da man nicht ahnte, in wie hohem Maße doch die geniale Art des Sohnes einer strengen Schule, einer Zügelung der ungezügelter Leidenschaft bedurft hatte,

ehe sie zu ernster und pflichtmäßiger Auffassung gelangte, so hatte man in dem Konflikte in weiten Kreisen alle Schuld auf der Seite des ohne Frage zu harten Vaters gesehen. Das Mitgefühl mit dem Sohne hatte diesem allgemeine Sympathien verschafft, die in dem Vater zuweilen geradezu Regungen der Eifersucht wachgerufen hatten. Die große Rolle, welche die unermessliche Verschiedenheit der Individualitäten bei ihrem Aufeinanderplätzen gespielt hatte, kannte man nicht und war daher geneigt, den Grund des Gegensatzes in der Verschiedenartigkeit der Anschauungen über die Regierungsart zu sehen. In dieser Auffassung war man durch den philosophisch-schöngeistigen Hof in Rheinsberg bestärkt worden, der ja in der That zu der Lebensführung des Vaters in einem offensichtlichen Gegensatz gestanden hatte. Daneben war doch von den Ursachen des Konflikts zum mindesten so viel in die Öffentlichkeit gedrungen, daß die vornehmste von ihnen ursprünglich in dem Mangel an militärischem Eifer auf seiten des Sohnes gelegen hatte, der den „Soldatenkönig“ für die Fortdauer seines Lebenswerkes hatte fürchten lassen. Die Wirkungen, welche die Schule in Küstrin und Ruppin trotz aller schöngeistigen Neigungen auf den Sohn geübt hatte, die Einsicht, die dieser von der Vortrefflichkeit der Regierungsgrundsätze des Vaters, von der Sicherheit der Grundlagen seines Systems sich in dessen strenger Schule erworben hatte, kannte man nicht. Was Wunder, daß man allgemein von dem Regierungsantritte des neuen Herrn einen völligen Systemwechsel erwartete, im Gegensatz zu dem rauhen Wesen des Vaters ein den schönen Künsten und Wissenschaften gewidmetes neues Zeitalter ausschließlich geistiger Kultur. Vor allem nahm man an, daß das strenge Soldatenregiment aufhören werde, welches dem kleinen, nur 2275 Quadratmeilen mit nicht ganz

2 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern umfassenden Staate die Lasten eines von 38000 auf 83000 Mann vermehrten Heeres zugemutet hatte. „Vielleicht erregte nie ein Regierungswechsel eine so allgemeine Bewegung“, in diesen Worten faßte einer der Rheinsberger Getreuen, Bielefeld, die Eindrücke des Regierungswechsels zusammen.

Sehr bald aber zeigte sich, wie unrichtig man den jungen Königssohn eingeschätzt hatte. Ruhig und fest, mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, die alles in Erstaunen setzte, nahm der junge König die Zügel der Regierung in die Hand, mit einer Selbständigkeit der Auffassung, mit einer Unabhängigkeit von jeglichem Einflusse, die dem Kronprinzen, der sich in seiner Rheinsberger Zurückgezogenheit scheinbar so vollständig von jeder politischen Tätigkeit ferngehalten hatte, niemand zugetraut hätte. Sehr bald sprach man von dem Regierungsantritte des neuen Herrn als von der journée des dupes, dem Tage der Enttäuschungen.

In der That, wenn man angenommen hatte, daß jetzt die goldenen Tage des Rheinsberger Freundeskreises gekommen seien, daß diese Freunde den bestimmenden Einfluß erlangen, die Feinde des Kronprinzen aus der Zeit des Konflikts von strenger Vergeltung ereilt werden würden, so hatte man sich gründlich getäuscht. Wohl gedachte der junge König mit treuer Dankbarkeit derer, die in jenem Konflikte mit ihm gelitten hatten, wie er denn vor allem seinen alten Lehrer Duhan de Sandun, der ganz unschuldigerweise das Brot der Verbannung vom Hofe als Bibliothekar in Blankenburg gegessen hatte, alsbald zu sich berief. Aber jeder Versuch der alten Freunde, die Freundschaft in politischen, irgendwie gearteten Einfluß umzusetzen, wurde nachdrücklich, zuweilen schroff zurückgewiesen. „Die Possen haben jetzt ein Ende,“ herrschte er

den einen an, und selbst sein nächster Freund Keyserlingt, sein „Cäsarion“, sah sich mit ernstern Worten in seine Schranken zurückgewiesen. Vom ersten Augenblicke an ließ Friedrich, der geborene Herrscher, keinen Zweifel daran, daß er und nur er der Herr sein und bleiben wolle. Als der alte Fürst von Dessau alsbald nach dem Tode seines königlichen Herrn dem neuen Könige kondolierte und zugleich zum Regierungsantritt gratulierte, dabei aber etwas von der Autorität verlauten ließ, die er unter dem früheren Herrscher besessen habe und unter dem neuen zu behalten hoffe, da wurde Friedrich sofort des Schmerzes über den Tod des Vaters, dem er sich bis dahin hingegeben hatte, Herr und antwortete: die Autorität, in der er erhalten zu werden wünsche, sei ihm gänzlich unbekannt; seine Absicht sei jetzt, da er König geworden sei, dessen Pflichten zu erfüllen und der einzige zu sein, der Autorität besitze.

Dieser Begriff, daß sein königlicher Beruf nicht ein Komplex von Rechten, sondern von ernstern Pflichten sei, den er schon im Antimacchiavel mit so großem Nachdruck ausgesprochen hatte, war ihm vom ersten Tage seiner Regierung an die Richtschnur seines Handelns, wie er sie alsbald nach dem Tode des Vaters Voltaire gegenüber in den gedankenreichen Versen aussprach:

Von nun an dien' ich keinem Gott
als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl, ihr Verse, du Musik,
und alle Freuden, Voltaire selbst;
mein höchster Gott ist meine Pflicht.

Wenn dieser Gott befriedigt ist,
dann, teurer Voltaire, flieg' ich schnell,
so wie ein Pfeil in deinen Arm,
und lerne dann im Unterricht,
den mir ein laut'rer Freund erteilt,
wie heilig Königspflichten sind.

Und in Prosa fügte er die Worte hinzu: „Ich treibe hin und her zwischen zwanzig Beschäftigungen und beklage nur die Kürze des Tages, der mir 24 Stunden zu wenig zu haben scheint. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der andern für das Volk und die schönen Künste.“

In der That eine treffende Charakteristik seiner Regierungsanfänge aus seiner eigenen Feder. Sorge für Armee und Regierung im Geiste des Vaters, Belebung der von ihm geschaffenen Grundlagen durch die Pflege der schönen Künste und der geistigen Kräfte überhaupt, die unter dem rauhen Regimente des Vaters geflissentlich vernachlässigt worden waren, das war das Regierungsprogramm, das er folgerichtig innehielt.

Also kein politischer Systemwechsel, am allerwenigsten in bezug auf die Armee, die vielmehr an erster Stelle genannt wird, die er als das Werkzeug erkannte, durch das allein seinem Staate wahre, selbständige Bedeutung verliehen werden könne. Das sprach er alsbald mit voller Deutlichkeit aus, als er am Tage nach seinem Regierungsantritte die Generäle seines Heeres um sich versammelte. Mit Nachdruck verkündigte er, daß er die schöne Armee, die sein Vater mit ihrer Hilfe gebildet habe, erhalten wolle, und erbittet hierfür ihren Beistand. „Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt als der Verstorbene, nicht minder Sorge für Sie tragen wird.“ Dabei erinnert er sie aber an zwei Dinge, einmal daran, daß die Truppen nicht nur schön, sondern auch gut und brauchbar sein müssen, dann aber daran, daß sie dem Lande, welches sie beschützen sollen, nicht verderblich werden dürfen. Daher fordert er Abstellung aller unnötigen Härten, aller Habsucht und alles Übermuts; denn ein guter Soldat müsse ebensowohl menschlich und ver-

nünftig sein als herzlich und brav. Also Beibehaltung der Grundlagen bei Milderung in der Durchführung des Systems.

Ganz ähnlich verlief am folgenden Tage (2. Juni) die Vereidigung der Minister. Auch hier keinerlei Veränderung in der Organisation, wohl aber in der geistigen Auffassung. Auf eines, so sagt er den Ministern, müsse er sie aufmerksam machen; bisher hätten sie einen Unterschied zwischen den Interessen des Königs und denen seines Landes gemacht; das müsse in Zukunft fortfallen. „Denn,“ so fügte er hinzu, „ich glaube, daß das Interesse meiner Staaten auch das meinige ist, und daß ich kein Interesse haben kann, welches dem ihrigen entgegengesetzt ist. Deshalb machen Sie diesen Unterschied nicht mehr und seien Sie ein für allemal darauf aufmerksam gemacht, daß ich nur das in meinem Interesse liegend erachte, was zur Erleichterung und zum Glück meiner Völker dienen kann.“

Die Gerüchte von einer bevorstehenden Verminderung der Armee wurden alsbald durch die überraschende Tatsache widerlegt, daß der König dieselbe vielmehr um 16 Bataillone und ein neues Husaren-Regiment vermehrte. Im übrigen trat nur eine größere Veränderung in dem Bestande der Armee ein: das Potsdamer Riesen-Regiment des Vaters, das durch die Anwerbungen der „langen Kerls“ so viele Unannehmlichkeiten gezeitigt und die ungeheure Summe von jährlich 202518 Talern gekostet hatte, wurde aufgelöst, nachdem es beim Leichenbegängnis des Vaters am 22. Juni noch einmal in alter Form seinen Dienst getan hatte.

Nachdem er so fest und sicher die Zügel der Regierung ergriffen und durch die Beibehaltung aller bisherigen Beamten deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß er an den Grundlagen des väterlichen Systems nicht zu

rütteln gedente, widmete er sich mit vollem Feuereifer den Geschäften seines Berufes, überall persönlich eingreifend und leitend, so daß die fremden Diplomaten, die gehofft hatten, auf die einflußreichen Minister in ihrem Sinne einwirken zu können, sehr bald zu Klagen begannen, man wisse hier nicht, wer Koch noch Kellner sei, bis sie zu erkennen begannen, daß der König eben sein eigener Koch und Kellner war.

Während so in den oberen Regionen mancherlei Enttäuschungen und Unklarheiten herrschten, trat in der Verwaltung und Regierung doch immer deutlicher die Tatsache hervor, daß zwar die Grundlagen des staatlichen Gebäudes durchaus dieselben geblieben waren, daß aber doch in vieler Beziehung ein neuer, freierer Geist in sie eingezogen war. In einer dem Volkswohle dienenden Maßregel, die ihn naturgemäß schnell populär machte, war er noch mehr, als es das erfreute Volk wußte, der Erbe des Vaters. Friedrich Wilhelm hatte, nachdem er sich lange dagegen gesträubt hatte, noch kurz vor seinem Tode in einer Kabinettsorder, der letzten, die er unterzeichnet hat, infolge des herrschenden drückenden Mangels an Brotgetreide, der nach dem ungewöhnlich strengen Winter eingetreten war, die Öffnung der staatlichen Getreidemagazine angeordnet und gestattet, den Bäckern in Berlin monatlich 400 Wispel Getreide zu einem mäßigen Preis zu überlassen. Die Ausführung der Anordnung blieb dem Sohne, der wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Gewährung gewesen war, überlassen; sie rief naturgemäß allgemeine Befriedigung hervor. Und welche Freude erregte es gegenüber der rauhen und oft schroffen Art des verstorbenen Königs, als der junge Monarch in den Straßen Berlins spazieren fuhr und dabei Geldmünzen unter das Volk werfen ließ! Der französische Gesandte

Balori faßte den Eindruck, den alles dies auf ihn machte, in die Worte zusammen: „Der König von Preußen beginnt seine Herrschaft, wie er sie offenbar fortsetzen wird; überall Züge von Herzengüte, Gerechtigkeit, die er dem Verstorbenen angedeihen läßt, zärtliche Liebe für seine Untertanen.“

Wie hätte er nicht auch die Beziehungen zur eigenen Familie zart und gemütvoll gestalten sollen. Der Mutter trat er, wengleich er ihr wider ihr Erwarten keinerlei Einfluß auf seine politischen Entschließungen einräumte, mit Ehrerbietung und warmer Verehrung entgegen. Als sie ihn nach seiner Thronbesteigung mit „Majestät“ anredete, entgegnete er ihr innig: „Nennen Sie mich immer Ihren Sohn; dieser Titel ist wertvoller für mich als die königliche Würde.“ Sie erhielt den bis dahin im königlichen Hause unbekanntem Titel: „Königliche Frau Mutter“; als Wohnsitz wurde ihr das Schloß Monbijou angewiesen. Sehr gespannt war man allgemein darauf, wie der König die Beziehungen zu der ihm einst durch den Vater aufgedrungenen Gemahlin gestalten werde. Es hatte schon in seiner Kronprinzenzeit nicht an solchen gefehlt, welche als sicher annahmen, daß er sich alsbald, wenn er König geworden, von ihr scheiden lassen werde, und man war freudig überrascht, als er sie dem Hofe mit den Worten: „Das ist nun Ihre Königin“ feierlich vorstellte. Allerdings, die traulich-gemütlichen Tage der gemeinsamen Hofhaltung in Rheinsberg fanden bald ihr Ende und wichen einer getrennten Hofhaltung. Einen dauernden Platz in seinem Herzen hat die ihn zärtlich liebende und verehrende Gemahlin sich nicht errungen. Aber immer behandelte er sie mit der aufmerksamsten Höflichkeit und hielt streng darauf, daß ihr am Hofe und von den Gesandten auswärtiger Mächte mit der schuldigen Ehrerbietung begegnet

wurde. Konnte er auch nie den Gedanken, daß sie ihm wider seinen Willen aufgedrängt war, überwinden, so hat er doch den trefflichen Eigenschaften ihres Charakters und Gemüts stets Gerechtigkeit widerfahren lassen. Volle Befriedigung seines an sich tiefangelegten Gemüts würde er wohl für die Dauer in der Liebe einer Frau überhaupt nicht gefunden haben, und die sinnlichen Regungen der leidenschaftlichen Jugendjahre hatte er für immer überwunden. Gemütsanregung suchte und fand er fortan wie bisher vor allem in der Freundschaft mit ausgezeichneten Männern.

Diese Neigung zu anregendem Verkehr mit geistig hervorragenden Männern, wie seine ausgeprägte Liebe zu Kunst und Wissenschaft, hatten denn auch die einzige tiefgreifende Veränderung im staatlichen Leben zur Folge, welche er gegenüber den Einrichtungen seines Vaters alsbald zur Durchführung brachte. Es war eine seiner ersten Regierungshandlungen, daß er seinen früheren geistigen Lehrmeister, Christian Wolff, den der Vater dereinst aus seinem Staate vertrieben hatte, zurückberief. Er gedachte, ihm die Leitung der alsbald wieder herzustellenden Akademie der Wissenschaften zu übertragen. Schon am 6. Juni beauftragte er den Propst Reinbeck, der sich schon unter seinem Vater Wolffs gegen dessen Gegner angenommen hatte, die Verhandlungen mit dem Philosophen zu eröffnen und fügte der offiziellen Order die schönen Worte eigenhändig hinzu: „Ich bitte Ihn, sich um des Wolffs Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden, und glaube Ich, daß Er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wor Er den Wolff hierher persuadiret.“ Wolff nahm den Ruf zwar an, zog aber ein akademisches Lehramt vor und bat den König, ihn

lieber wieder als Professor und Bizkanzler nach Halle zu setzen. Dem Wunsche wurde willfahrt, und Wolff erhielt das für die damaligen Verhältnisse sehr ansehnliche Gehalt von 2000 Talern. An die Spitze der Akademie aber wurde nunmehr ein hervorragender französischer Gelehrter, Mau-
pertsuis, berufen, der sich durch seine Entdeckung der Ab-
plattung der Erde an den Polen einen großen Namen
gemacht hatte und von Voltaire für die Leitung der Aka-
demie schon in der Kronprinzenzeit in Vorschlag gebracht
worden war. Gleichzeitig beauftragte der König seinen
Freund Suhm, den großen Mathematiker Euler für die
preußische Akademie zu gewinnen; mit anderen auswärtigen
Gelehrten wurden ebenfalls Verhandlungen angeknüpft.
Neben Maupertuis war es namentlich der Friedrich schon
von einem Besuche in Rheinsberg bekannte „Schwan von
Padua“, Algarotti, den zu gewinnen er sich eifrig und mit
Erfolg angelegen sein ließ. Daneben wurden Maler und
Bildhauer angestellt, der Rheinsberger Freund Georg
Wenzel v. Knobelsdorff nach Italien geschickt, um für den
beabsichtigten Neubau des Opernhauses Studien zu machen
und italienische Sänger und Sängerinnen zu gewinnen.

Derselbe ideale und freie Geist trat dann vor allem
auch auf religiösem Gebiet hervor. Hier war der junge
Monarch selbst durch alle philosophischen Zweifel, eifrig
Wahrheit suchend, hindurchgegangen und hatte sich aus
diesen inneren Kämpfen vor allem den großen, damals
in den herrschenden Kreisen völlig neuen Gedanken der
unbedingten religiösen Toleranz errungen, den er alsbald
in einigen sehr charakteristischen Randverfügungen auf ver-
schiedene Eingaben zum Ausdruck brachte. Auf einen Be-
richt des Konsistoriums, der ihm noch nicht volle zwei
Wochen nach seinem Regierungsantritte eingereicht wurde,
schrieb er die berühmt gewordenen Worte: „Die Religionen

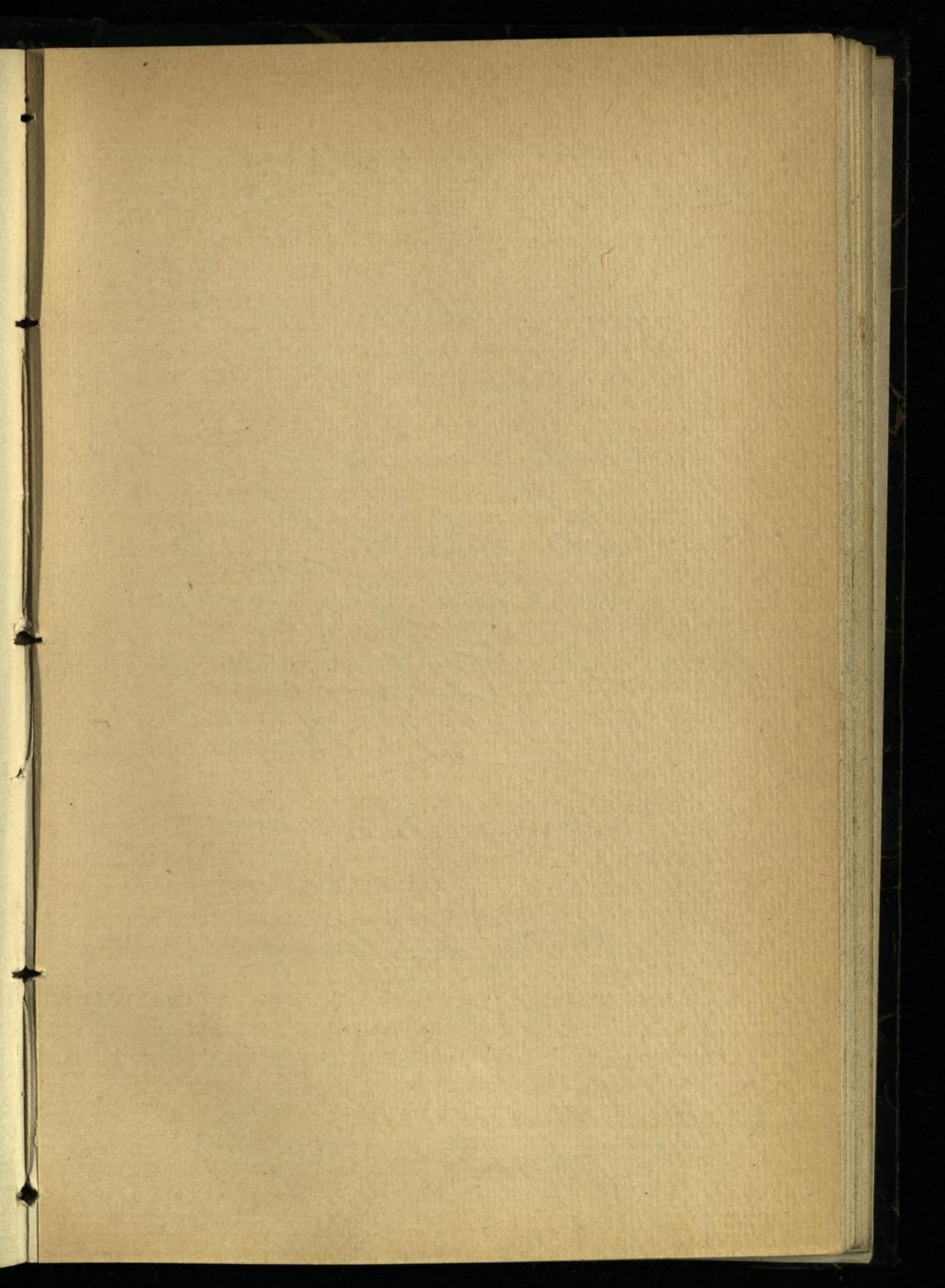
müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden"; eine Gemeinde im Halberstädtischen ließ er bescheiden, „daß es beim Christentum nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme“, und auf das Gesuch eines Katholiken um Bürgerrecht in Frankfurt a. D. erteilte er den charakteristischen Bescheid: „Alle Religionen sind gleich gut, wenn nur die Leute, so sie profitiren, ehrliche Leute sein, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peupliren, so wollen wir sie Moscheen und Kirchen bauen.“ Denselben Gedanken hat er später in einer seiner Schriften in den schönen Worten niedergelegt: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Lande entvölkert; die Duldung ist eine zarte Mutter, welche sie hegt und blühen macht.“

Diesem Ideenkreise einer freieren Weltanschauung und der Aufklärung, welche damals die edelsten Geister der Nation ergriffen und in der Persönlichkeit Friedrichs den Königsthron Preußens erobert hatte, entstammt auch die schon am vierten Tage seiner Regierung erfolgte Aufhebung der Folter mit Ausnahme weniger besonders schwerer Fälle, eine Maßregel, mit der Preußen allen übrigen Staaten Deutschlands voranging. Welche Freude mag der wadere Hallenser Professor Thomasius, der die Aufhebung der Folter schon längst in seinen Vorlesungen als ein Gebot der Humanität gefordert hatte, empfunden haben, als er jetzt durch seinen König seine theoretische Forderung erfüllt sah. Und mit ihm teilten alle Freunde der humanen Aufklärung die Freude. Sie wurde noch gesteigert, als man erfuhr, daß der König auch der freien Äußerung des Gedankens weiteren Spielraum als bisher gewähren wolle.

Er veranlaßte den Buchhändler Haude, unter Formens Leitung eine neue Zeitung in französischer Sprache herauszugeben, und hielt es nicht unter seiner Würde, selbst Artikel dafür zu liefern und so auch die Bedeutung der öffentlichen Meinung anzuerkennen. Daneben erschien bei demselben Buchhändler eine deutsche Zeitung: „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. Den Bedenklichen und Furchtsamen seiner Umgebung aber erwiderte der König: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht geniret werden.“

Wie in diesen Maßregeln einer freieren und aufgeklärten Weltanschauung die Rheinsberger philosophischen Studien ihre Früchte zeitigten, so bewies der junge König auch, daß die praktische Schulung, die er in Küstrin durch den gediegenen und grundgescheiten Kammerdirektor Hille genossen hatte, nicht vergeblich gewesen war. Indem er, auf dessen Ideen von der Bedeutung der Manufakturen und Fabriken fußend, unter der Leitung des Ministers v. Marschall ein neues, fünftes Departement für dieses Gebiet dem Generaldirektorium, als der obersten Verwaltungsbehörde, hinzufügte, bezeichnete er als dessen Zweck, „die jetzigen Manufakturen zu verbessern, neue einzuführen und möglichst viele Fremde ins Land zu ziehen“. Demselben Zwecke diente eine Verordnung vom 27. Juli, durch welche „nützlichen und geschickten Leuten, welche aus der Fremde nach Berlin ziehen“, Akzise- und Servisfreiheit zugesichert wurde. Es waren die besten Traditionen seines Vaters, an die er hier anknüpfte.

So waren die ersten Monate des neuen Regiments eine Zeit ernstester und angestrengtester Arbeit auf allen Gebieten, die auch nicht unterbrochen wurde, als seine Gesundheit bei den Ärzten Anlaß zu Bedenken und zu der Vorschrift einer Pyramonter Wasserkur gab: „Ich stehe

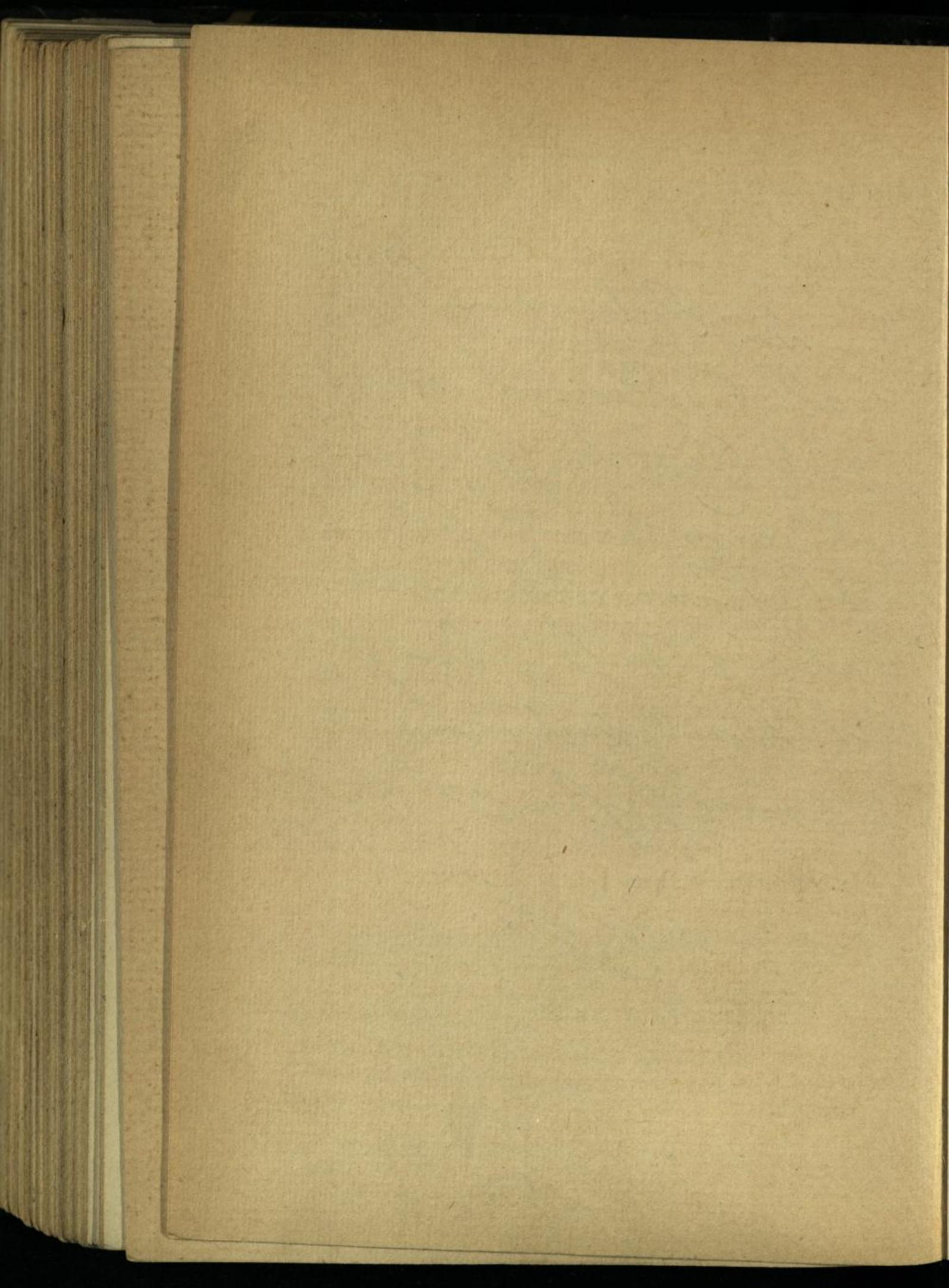


alle Religionen
sind gleich und
gibt es kein
die nicht so sein
professione solich
nicht sind, und
den Fürsten und
Heiden Tönnen und
Wolten sol hand
Pöplern, so wollen
wönnen Mosqueen
und Lirgen bauen
Fs

Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs auf das Gesuch
eines Katholiken um Gewährung des Bürgerrechts

den Religionen Müssen
alle Tolerant werden
und nur der fiscal muss
das Augen darauf haben
das Prinzip der auctoritas
abwies Tolerant, der sein
Kurs im Jahre 1787
Prinzip Japan Oculis
wurden
Fu.

Eigenhändige Handbemerkung Friedrichs auf eine
Beschwerdeschrift wegen katholischen Proselytismus



um 4 Uhr auf," schrieb er an Voltaire, „ich brauche meine Wasserkur bis 8 Uhr, schreibe bis 10 Uhr, besichtige die Truppen bis zum Mittag, schreibe bis 5 Uhr, und den Abend erhole ich mich in guter Gesellschaft.“ Erst Mitte Juli fand er Zeit, die üblichen Huldigungen entgegenzunehmen, bei denen das äußere Zeremoniell soviel wie möglich beschränkt wurde. Zunächst ging er nach Preußen. Auf eine förmliche Krönung verzichtete er. Die Feierlichkeit der Huldigung vollzog sich, wie er Voltaire schrieb, „ohne das heilige Ölfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Zeremonien, welche die Dummheit und der Aberglauben eingeführt hat und die Gewohnheit begünstigt“. Die Denkmünzen aber, die bei den Königsberger Feierlichkeiten verteilt wurden, trugen die viel-sagende Umschrift: „Das Glück des Volkes.“ Und welches Erstaunen mag bei den Höflingen die große Einfachheit der ganzen Reisezurüstung erregt haben. Statt der zweihundert Wagen, mit denen Friedrich I. dereinst die Krönungsfahrt unternommen hatte, brauchte er deren drei, von denen er selbst eine mit mehreren, darunter dem neugewonnenen Akademiemitgliede Algarotti, teilte. Schon Ende Juli war er wieder daheim, obwohl er unterwegs noch die Truppen besichtigt und sich über Domänen und Ämter eingehend unterrichtet hatte. Am 2. August folgte die Huldigung der märkischen Stände in Berlin, nach welcher er, allem Hofgebrauche zuwider, eine halbe Stunde auf dem Balkon des Schlosses verweilte und sinnend die ihm zujubelnde Menge betrachtete.

Die fremden Gesandten beobachteten mit wachsender Bewunderung die unermüdlige Tätigkeit des Königs, die Sicherheit, mit der er die Zügel der Regierung führte, die lakonische Kürze und mit tiefer Einsicht gepaarte Schlagfertigkeit seiner Anordnungen. Daneben tritt in

ihren Berichten mit zunehmender Deutlichkeit der große Eindruck zutage, den die Persönlichkeit Friedrichs auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, machte und schon in der Kronprinzenzeit gemacht hatte. Sprühend von Geist und Witz, der zuweilen ätzend scharf satirisch sein konnte, beherrschte er unbedingt die Unterhaltung. Die kleine, fast zierliche, aber gedrungene und gesunde Gestalt, der eine leichte Neigung des Kopfes nach links ein eigen tümliches Gepräge gab, die aber vor allem durch das blitzende, geistprühende und im Zorn mächtig auffunkelnde graublaue Auge ihre charakteristische Eigenart erhielt, das sichere Auftreten, die trotz aller Selbstbeherrschung oft bis zur Rücksichtslosigkeit gehende Offenheit des Königs erweckten Erstaunen und Bewunderung. Wohl mag diese auf königlichem Selbstbewußtsein beruhende Offenheit die an diplomatische Vorsicht und Zurückhaltung, an das „Verbergen der Gedanken durch die Sprache“ gewöhnten Höflinge und Diplomaten anfangs oft ebenso verblüfft haben, wie ein Jahrhundert später die rücksichtslose Wahrheit, die Bismarck im Verkehr mit den Diplomaten anwandte. Es schein so, als sei es das beste, mit diesem Könige ganz offen zu reden, berichtete einer von ihnen verwundert seinem heimischen Hofe.

Inzwischen aber hatten diese Höfe selbst schon erfahren, daß mit diesem Könige ein ganz anderer, neuer Geist auf den preußischen Thron gelangt sei. Vom ersten Tage an zeigte Friedrich hier dieselbe, auf echt königlichem Selbstbewußtsein beruhende Sicherheit, die er in der inneren Politik an den Tag legte. Mit überraschender Schärfe des Blickes und eindringendem Verständnis für die politische Lage Europas, mit gewandtester Benutzung der jeweiligen Umstände ergriff er seine Stellung, als wenn es sich von selbst verstände, das Auge immer auf die Wirklichkeit, auf

die „Realitäten“ gerichtet. Meisterhaft wußte er dabei die Schwächen der Gegner, ihre Eifersüchteleien untereinander auszunutzen. Mit gründlicher Verachtung bloßer phrasenhafter Freundschaftsversicherungen drang er fortwährend auf klare Stellungnahme in den bestimmten, aktuellen Fragen, unter denen die vom Vater überkommene Jülich-Bergische in den ersten Monaten seiner Regierung die beherrschende Stelle einnahm. Wie sehr sah sich doch die englische Diplomatie enttäuscht, als sie, im Vertrauen auf die früheren Beziehungen des Kronprinzen zum englischen Hofe, den jungen König alsbald in das Fahrwasser der englischen Politik zu ziehen hoffte. Die schon längst vor dem Tode Friedrich Wilhelms vorbereitete Gesandtschaft, die jetzt der Baron Gerlach Adolf v. Münchhausen sofort nach der Thronbesteigung Friedrichs ausführte, war angewiesen, die alte, ewige Allianz von 1693 zwischen Hannover und Preußen zu erneuern, dabei aber die Jülich-Bergische Frage vorsichtig zu vermeiden. Daneben hatte man sogar an jene früheren Heiratsverhandlungen unter Berücksichtigung der gerüchtweise vermuteten bevorstehenden Scheidung des Königs von seiner Gemahlin gedacht und wollte für diesen Fall gütigst wieder jene Prinzessin Amalie in Vorschlag bringen, die mit ihm zu verheiraten einst Friedrichs Mutter so eifrig bestrebt gewesen war. Wie war man erstaunt, als man gewahrte, daß der junge König, dem das damalige Verhalten der Engländer während jener unseligen Konfliktjahre in keineswegs angenehmem Andenken war, gar nicht daran dachte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, noch weniger aber sich auf irgendwelche bindenden Versprechungen über die erstrebte Allianz einlassen wollte, vielmehr zwar freundlich in der Form blieb, aber eine entschiedene Abneigung gegen Bündnisse von langer Dauer zeigte, namentlich gegen solche ohne

jede Gegenleistungen; und eben solche wurden, da die Jülich-Bergische Frage „vermieden“ werden sollte, nicht in Aussicht gestellt. Schließlich schützte der König seine „Pyrmonters Kur“ vor, und der englische Gesandte mußte nach seiner Abschiedsaudienz vom 20. Juni unverrichteter Dinge heimkehren.

Friedrich dachte nicht daran, sich an England zu binden, noch dazu gerade jetzt, da dessen Feindschaft mit Frankreich zu offenem Kriege führen zu müssen schien. Er gedachte vielmehr, diese Feindschaft und Eifersucht für die Erreichung seiner eigenen Zwecke zu verwerten. Indem er die eine Macht gegen die andere ausspielte, hoffte er, von beiden Zusicherungen in der für ihn wichtigsten Frage der Jülich-Bergischen Erbschaft zu erreichen. Wer ihm hier die höchsten Anerbietungen machte, auf dessen Seite sich zu schlagen war er bereit. Dementsprechend lauteten die Weisungen, die er den Gesandten mitgab, die er nun seinerseits wie nach Wien und Petersburg, so nach London und Versailles entsandte, um den dortigen Höfen seine Thronbesteigung förmlich anzuzeigen. „Solide Grundlagen“, „Realitäten“ sollten sie verlangen und dabei die beiden Mächte, Frankreich und England, eifersüchtig machen und zu veranlassen suchen, sich gegenseitig zu überbieten. Dabei scheute er auch keineswegs davor zurück, seine Gesandten anzuweisen, die Mächte vor seinen eigenen unberechenbaren Absichten zu warnen. In dieser Hinsicht ist in hohem Grade charakteristisch eine Stelle der Instruktion, welche er dem nach Versailles entsandten Obersten v. Camas erteilte: „Die Vermehrung meiner Truppen, welche sich während Ihres Aufenthalts in Versailles vollziehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und ungestümen Art zu denken zu sprechen; Sie können sagen, daß zu fürchten sei, daß diese Vermehrung

ein Feuer hervorbringen könne, welches ganz Europa in Brand stecke, daß der Charakter junger Leute es mit sich bringe, unternehmend zu sein, und daß die heroischen Ideen in der Welt die Ruhe vieler Völker gestört hätten und noch störten. Sie können sagen, daß ich von Natur Frankreich liebe, daß, wenn man mich jetzt vernachlässige, dies vielleicht für immer und unwiderrufliche Folgen haben werde, daß aber, wenn man mich gewinne, ich imstande sein würde, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten, als Gustav Adolf ihr jemals geleistet habe."

Aber zu lange waren die großen Mächte daran gewöhnt gewesen, daß der preußische Staat zwar Kräfte zu sammeln und zu organisieren verstehe, aber sie nicht zur Durchführung einer energischen Politik anwende, als daß das Verfahren des neuen Königs nun gleich den erwünschten Erfolg hätte haben können. Mochten die Abgesandten Friedrichs nach seinen Weisungen noch so geschickt die Spannung und Eifersucht zwischen Frankreich und England benutzen, mochte der König noch so sehr den bloßen Freundschaftsversicherungen und Phrasen gegenüber „Realitäten“ verlangen: zu bestimmten Zusicherungen in bezug auf die Jülich-Bergische Erbfolgefrage waren sie beide nicht zu bringen.

Während seine Bevollmächtigten sich so in Versailles und London vergebliche Mühe gaben, einen ersten diplomatischen Sieg ihres königlichen Herrn herbeizuführen, unternahm dieser, eben mit Rücksicht auf die Jülich-Bergische Successionsfrage, und zugleich, um auch im Westen die Zügel der Regierung fest zu ergreifen, im August eine Reise in die westfälischen und rheinischen Provinzen, bei der er einen größeren Umweg machte, um seiner Lieblingschwester Wilhelmine in Bayreuth einen kurzen Besuch abzustatten. Von dort aber unternahm er, wohl

in Erinnerung an die vor zehn Jahren in gleicher Richtung beabsichtigte Flucht, unter dem Namen eines Grafen du Four mit der schon üblich gewordenen geringen Begleitung einen Abstecher nach Straßburg, bei dem es an allerlei kleinen romantischen Erlebnissen nicht fehlte, die er Voltaire in einer poetischen Epistel mit viel Laune und Sarkasmus schilderte. Französische Truppen wollte er sehen und sah sie, aber von dem Takte der von ihm in dieser Hinsicht so hochgeschätzten Franzosen erhielt er eine wenig günstige Vorstellung, da der alte Kommandant der Festung, Marschall v. Broglie, sich dem bald verrathenen Infognito des Königs gegenüber sehr wenig geschickt benahm, so daß Friedrich seinen Aufenthalt in Straßburg früher, als er beabsichtigt hatte, abschloß. In schneller Fahrt ging es dann, in besserer Stimmung als dereinst vor zehn Jahren, den Rhein hinunter ins Clevische. Seinem Freunde Voltaire, der sich mit seiner „göttlichen“ Freundin Emilie zurzeit in Brüssel aufhielt, wollte er von Wesel aus einen Besuch abstatten, wurde daran aber durch ein Wechselfieber, an dem er öfter litt, verhindert und bat nun Voltaire, seinerseits nach Cleve herüberzukommen. Der Dichter, der sich durch die Gunst des Königs nicht wenig geschmeichelt fühlte, säumte nicht, der Einladung Folge zu leisten. Am 11. September trafen sich König und Dichter, die sich bisher nur schriftlich und aus der Ferne gegenseitig angeschwärmt hatten, persönlich im Schlosse Moyland bei Cleve. Die Freude an dem Zusammensein wurde durch die Krankheit des Königs und wohl auch durch das etwas vertrauliche Benehmen Voltaires einigermaßen beeinträchtigt, doch hat sich gleichwohl Friedrich in einem Schreiben an Jordan enthusiastisch genug über das Beisammensein geäußert. „Sein Geist,“ so schreibt er ihm, „arbeitet unaufhörlich; jeder Tropfen

Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwählig finden, aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen.“

Voltaire aber hatte hier Gelegenheit, seinen philosophischen königlichen Freund trotz des lästigen Fiebers in voller, gar nicht philosophischer Tätigkeit zu sehen. Nachdem Friedrich aus den Berichten seiner Gesandten nach Paris und London genugsam ersehen hatte, daß er auf eine wirklich tatkräftige Unterstützung seiner sehr wohlbegründeten Rechte auf die Jülich-Bergische Erbschaft nicht zu rechnen habe, faßte er sehr schnell den Beschluß, die Sache nun allein auf die eigene Kraft zu stellen, und ließ sofort auf der linken Rheinseite gegenüber von Wesel ein befestigtes Lager für 40000 Mann abstecken, um sofort bei Eintritt der Erledigung der Erbschaft Truppen in die ihm bestrittenen Gebiete einrücken zu lassen. Zugleich aber beschloß er, einstweilen wenigstens in einer minder wichtigen Angelegenheit den nachdrücklichen Beweis zu erbringen, daß er entschlossen sei, sein gutes Recht nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten zu wahren.

Aus der oranischen Erbschaft war im Jahre 1732 ein kleines, von dem übrigen Preußen etwas abseits gelegenes Gebietchen, die Herrschaft Herstal, der Stammsitz der Karolinger, an den König Friedrich Wilhelm I. gefallen. Allein die Bevölkerung desselben hatte sich nicht geneigt gezeigt, die preußische Herrschaft anzuerkennen, und hatte dabei Unterstützung bei dem Bischöfe von Lüttich gefunden, der behauptete, daß die Herrschaft von ihm zu Lehen rühre. Der Vater Friedrichs hatte durch das auffällige Verhalten seiner neuen Untertanen, die die dahin entsandten Beamten gar nicht zur Wirksamkeit kommen ließen,

ja sogar die Huldigung an Preußen verweigerten, viel Ärger und Verdruß gehabt, aber in seiner ängstlichen und vorsichtigen Weise nicht gewagt, Gewalt anzuwenden, da er den Einspruch der Mächte und namentlich des Kaisers fürchtete. Ähnliche Bedenken hatten die preußischen Minister dem neuen Herrn gegenüber geltend gemacht, der aber zu so zarten Rücksichten in keiner Weise geneigt war. Am Rande des betreffenden Berichtes hatte er die erschrocknen Minister mit den Worten angefahren: „Wenn die Minister über Verhandlungen reden, sind sie geschickte Leute, wenn sie aber vom Kriege reden, ist es, als wenn ein Profese von Astronomie spricht.“ Jetzt, da er in der Nähe war, nahm er ohne jedes Bedenken die lästige Angelegenheit entschlossen in die Hand. Am 4. September richtete er von Wesel aus an den Bischof von Lüttich ein sehr geharnischtes Ultimatum, in welchem er innerhalb zweier Tage eine kategorische Erklärung darüber forderte, ob der Bischof noch weiter gewillt sei, seine angebliche Souveränität über Herstal aufrechtzuerhalten und die dortigen Rebellen „in ihrem Unfug“ und zu verabscheuendem Ungehorsam zu unterstützen“. Sollte die Antwort innerhalb der angegebenen Frist nicht erteilt werden, so habe sich der Bischof die Folgen selbst zuzuschreiben. Und als der Bischof diese ungewohnte deutliche Sprache nicht verstand und die Antwort ausbleiben ließ, rückten am 11. September unter dem Generalmajor v. Borde zwölf Grenadier-Kompagnien und eine Schwadron Dragoner in die Lütticher Grafschaft Hoorn ein und erhoben daselbst eine Kontribution von 20000 Talern. Zugleich veröffentlichte Friedrich ein eigenhändig von ihm aufgesetztes Manifest, in welchem er sein offenes Recht in der Sache auseinandersetzte.

Diesen zwingenden Gründen der Tatsachen fügte sich

der bisher so ungebärdige Bischof sehr schnell. Er bat um Einleitung einer Verhandlung in Berlin, auf die der König, nachdem er sein Recht so gründlich gewahrt hatte, bereitwillig einging. Denn nicht an dem Besitz der kleinen, völlig isolierten Herrschaft, zu deren Verkauf an den Bischof schon Friedrich Wilhelm I. geneigt gewesen war, war ihm gelegen, vielmehr war es ihm darauf angekommen, sein sonnenklares Recht nicht offen verhöhnen zu lassen. Er reiste jetzt ruhig nach Potsdam zurück und wartete ruhig der Dinge, die da kommen mußten.

Das Aufsehen, welches dieses fühne, des Kaisers ungefragt erfolgte Auftreten gegen einen Reichsfürsten machte und das einen Diplomaten in Berlin zu dem Ausrufe veranlaßte: „Das ist stark, das ist die Sprache Ludwigs XIV.“, störte den jungen König in keiner Weise. Am wenigsten teilte er die Besorgnis vor einem Eingreifen des Kaisers. In der That war, als das von diesem am 12. Oktober beim Reichstag durchgesetzte, in den alten, schwerfälligen Formen des Reiches gehaltene Kommissionsdekret nebst dem scharfen kaiserlichen „Dehortatorium“ am 22. in Berlin eintraf, die Sache bereits erledigt. Der Bischof von Lüttich hatte trotz alles Ach- und Weheschreiens, das er nach den verschiedensten Seiten hin erhoben hatte, schließlich doch seine Bevollmächtigten nach Berlin geschickt und war auf die früher verschmähten Kaufbedingungen eingegangen. Gegen Zahlung von 200000 Talern überließ ihm der König von Preußen, zufrieden, sein Recht nachdrücklichst gewahrt zu haben, den für ihn wertlosen Besitz. Am 20. Oktober wurde der Vertrag unterzeichnet, zu dem dann die zwei Tage später eintreffende Regensburger Druckschrift nur wie ein komisches Satyrspiel erschien, welches nur den einen Zweck erreichte, dem jungen Könige zu zeigen, wie wenig freundlich der Wiener Hof nach wie vor dem preußi-

ſchen Rivalen geſinnt ſei und was man von ihm bei wichtigeren Dingen zu erwarten habe. Der König aber erteilte dem Wiener Geſandten v. Borde entſprechende Weiſungen, in denen u. a. der bezeichnende Satz vorkommt, er werde ſich zu geeigneter Zeit und Gelegenheit dieſes wenig freundlichen Verhaltens des Wiener Hofes erinnern.

Als dieſes Schreiben nach Wien erlaſſen wurde, war der Kaiſer, gegen den es gerichtet war, nicht mehr am Leben. An demſelben Tage, an welchem der Herſtaler Vertrag mit Lüttich abgeſchloſſen wurde, war der letzte männliche Sproß des Hauſes Habsburg, Karl VI., nach kurzer Krankheit, erſt 55 Jahre alt, verſtorben. Die weltgeſchichtliche Frage war, ob die pragmatiſche Sanktion, deren Anerkennung durch das Reich und die Mächte jahrelang den Mittelpunkt der kaiſerlichen Politik gebildet hatte, nun wirklich den Wert beſitzen werde, den der Kaiſer ihr beimah, ob ſeine Tochter Maria Theresia die ihr zugedachte Erbschaft unbeſtritten werde antreten können. Friedrich ſtand an dem entſcheidenden Wendepunkte ſeines Lebens und ſeiner Regierung.



Zweites Kapitel

Am Rubikon

„Dieser Tod,“ so schrieb Friedrich an dem Tage, an welchem die Nachricht vom Hinscheiden des Kaisers bei ihm anlangte, an Voltaire, „wirft alle meine friedlichen Gedanken um, und ich glaube, daß im Juni mehr von Kanonendonner, Soldaten und Laufgräben als von Schauspielerinnen, Balletten und Theater die Rede sein wird. Es ist der Augenblick einer gänzlichen Umwälzung des alten politischen Systems, der losgebröckelte Felsen, welcher auf das Bildnis aus vier Metallen, das Nebukadnezar im Traume sah, herabrollte und alle zerstörte.“

Der junge König stand mit dieser Meinung keineswegs allein. Schon seit langer Zeit war in diplomatischen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß der Tod des Kaisers den Anstoß zu großen Umwälzungen geben werde. Denn die Auffassung des Kaisers, daß die von ihm erlassene, die Erbfolge regelnde pragmatische Sanction durch die Anerkennung, welche sie nach und nach nicht nur in seinen Erbstaaten, sondern bei allen europäischen Mächten gefunden hatte, eine hinreichende Gewähr für den ungestörten Fortgang der österreichischen Monarchie darbote, wurde nur von wenigen Staatsmännern geteilt. Dafür ist vor allem eine Äußerung bezeichnend, die der alte, schlaue und

vorsichtige Fuchs, der die französische Politik leitende Cardinal Fleury, schon, als er nur von der Erkrankung des Kaisers hörte, zu dem preußischen Gesandten am französischen Hofe tat: Er habe die Garantie der pragmatischen Sanction im Frieden von 1735 nur unter Vorbehalt der Rechte Dritter gegeben. Als darauf der preußische Gesandte geäußert hatte, daß dadurch die Garantie wertlos und nichtig werde, erklärte Fleury sarkastisch, das sei doch aber bei solcher Gelegenheit selbstverständlich. Gerade auf Frankreichs Garantie aber rechnete der Wiener Hof am allerzuversichtlichsten.

Doch hatte es auch früher schon in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers nicht an Stimmen gefehlt, welche vor einer Überschätzung der Bedeutung der pragmatischen Sanction gewarnt hatten. Kein Geringerer als der Prinz Eugen von Savoyen hatte die Ansicht ausgesprochen, daß mit diesen rein diplomatischen Erfolgen wenig gewonnen sei, daß es vielmehr vor allem darauf ankomme, Heer und Finanzen für kommende Gefahren zu vermehren und zu stärken. Seine Stimme war bei dem schwachen und vertrauensseligen Kaiser ungehört verhallt, obwohl doch der von Sachsen und Bayern gegen die pragmatische Sanction erhobene Protest deutlich auf bevorstehende Gefahren hinwies, da die Kurfürsten dieser beiden Länder als Gemahle der Schwestern des älteren Bruders des Kaisers, Kaiser Josephs I., Ansprüche auf das Habsburgische Erbe geltend machen konnten, die bis zum Erlaß der pragmatischen Sanction unbestritten bestanden hatten.

In der That hegten die alten, ergrauten Minister des Wiener Hofes, als der Kaiser nun unerwartet früh gestorben war, die ernstesten Befürchtungen für den Fortbestand der Monarchie. Sie sahen im Geiste schon die Türken vor Wien, die Bayern an der Donau, die Sachsen

in Böhmen, und dabei alle Kassen leer, die Soldaten zu einem großen Teil nur auf dem Papier stehend und die wirklich vorhandenen durch die unglücklichen Kriege der letzten Jahre an Mut und Kraft geschwächt. Allein als der Übergang der Herrschaft auf die junge Erzherzogin Maria Theresia sich zunächst ohne erhebliche Schwierigkeiten vollzog, als die in der That alsbald angemeldeten Erbansprüche Bayerns geschickt zurückgewiesen werden konnten, da fing man in Wien an aufzuatmen, zumal sich sehr bald herausstellte, daß in der jungen Fürstin, welcher die Habsburgische Erbschaft durch jene pragmatische Sanktion hinterlassen worden war, eine Frau von ungewöhnlicher Energie und Seelengröße den Thron bestiegen hatte, die, nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten und Unsicherheiten, alsbald Seele und Mittelpunkt der Regierung wurde.

Niemand hätte bis dahin hinter der anmutigen Erzherzogin Maria Theresia die ungewöhnliche Tatkraft und staatsmännische Begabung gesucht, die sie alsbald an den Tag legte. Geplissentlich war sie von dem Vater, der bis zuletzt noch immer auf das Erscheinen des ersehnten männlichen Erben gewartet hatte, von allen Staatsgeschäften ferngehalten worden. Nach den Anschauungen der Zeit hatte sie eine einer Prinzessin würdige Erziehung genossen und reiche Anlagen auf den verschiedensten Gebieten entfaltet, die aber nicht eigentlich auf den Herrscherberuf hindeuteten, sondern mehr ihre echt weiblichen Tugenden zu voller Entwicklung gedeihen ließen. In die Fernhaltung von den Staatsgeschäften hatte sie sich willig gefügt, um nicht regiersüchtig zu erscheinen. Ihr ganzes Glück hatte die durch ihre weibliche Anmut und Würde alle Herzen gewinnende Frau in ihrer aus reiner Neigung geschlossenen Ehe mit Franz Stephan von Lothringen gesucht und gefunden. Daß aus dieser Ehe, die im Laufe der Jahre im

ganzen mit sechzehn Kindern gesegnet wurde, bei Lebzeiten des Kaisers wiederum nur weibliche Nachkommen entsprossen, war eine der letzten großen Enttäuschungen gewesen, die dem alternden Kaiser widerfuhr.

Jetzt sah sich die junge Erzherzogin plötzlich unter den schwierigsten Verhältnissen an die Spitze der ihr im wesentlichen noch unbekanntem Geschäfte gestellt. Und die Minister, welche in den letzten Jahren die Politik des Kaisers wenig glücklich geleitet hatten, waren nicht geeignet, ihr Zutrauen und Sicherheit einzuflößen, machten aber ihre Sachkenntnis und Überlegenheit an Erfahrung der jungen Fürstin gegenüber in einer ihr sehr empfindlichen Weise geltend. In dieser Lage fand sie ihren Rückhalt und ihre Stütze in dem bisherigen Protokollführer der Geheimen Staatskonferenz, Johann Christoph Bartenstein, der, aus bürgerlichen Verhältnissen — er war der Sohn eines Straßburger Professors — emporgekommen, der alten, verrosteten Aristokratie der führenden Hofkreise ein Dorn im Auge war. Man hatte in diesen Kreisen um so mehr gehofft, daß er von der jungen Herrscherin entlassen werden würde, als dieser Emporkömmling mit dem Gemahl Maria Theresias in entschieden feindseliger Spannung stand. Bartenstein selbst hatte mit Sicherheit seine Entlassung erwartet und sie alsbald in seiner ersten Audienz der Königin angeboten. Allein diese hatte ihm kühl geantwortet, es sei jetzt nicht Zeit, davonzugehen; er solle sich bemühen, so viel Gutes zu tun als möglich; Böses zu tun werde sie ihn schon verhindern. Bartenstein blieb und wurde bald der treueste und unentbehrliche Berater der Königin, die er mit seiner großen Erfahrung und Sachkenntnis in das Formale der Geschäfte einführte und so fähig machte, ihre Meinung auch den geschäftskundigen Ministern gegenüber in den Konferenzen zur Geltung zu bringen.

Diese Meinung selbst aber war ihr persönliches Eigentum. Sie beruhte auf dem ihr als echter Habsburgerin eingeborenen stolzen Bewußtsein ihres Herrscherberufs und ihrer ihr von Gott verliehenen Würde, die aufrechtzuhalten und gegen jede Anfechtung zu verteidigen sie sich durch eine gleichsam göttliche Mission berufen fühlte. Felsenfest von ihrem durch die pragmatische Sanktion ihr übertragenen Rechte überzeugt, wollte sie nicht nur Herrscherin heißen, sondern auch sein. Selbst den geliebten Gemahl, der übrigens in seiner indolenten Ruhe zu ernster politischer Arbeit weder geeignet noch geneigt, wenn auch keineswegs unbegabt war, ließ sie an diesem ihr allein zustehenden Herrscherrechte nicht teilnehmen. In ihrer äußeren Anmut und weiblichen Schönheit an ihre vielgepriesene Mutter aus dem Hause Braunschweig erinnernd, ist sie in ihrer ganzen Auffassung von der weltgeschichtlichen Bedeutung ihres Hauses und von dem unveräußerlichen Rechte ihrer überkommenen Herrschaft in jedem Zoll eine echte Habsburgerin gewesen, in ihrer durch alle Schwierigkeiten und Schicksalsschläge ungebeugten Tatkraft und Seelengröße eine durchaus ebenbürtige Gegnerin des großen Königs auf dem preußischen Throne.

Aber so sehr sie die tatsächliche Leitung des Staates völlig in ihre Hand zu nehmen entschlossen war, so geriet sie in bezug auf die Richtung der äußeren Politik infolge ihrer mangelnden Erfahrung und Sachkenntnis anfangs doch in eine gewisse Abhängigkeit von Bartenstein. Dessen gesamte auswärtige Politik aber hatte in den letzten Jahren in dem immer engeren Anschlusse an Frankreich gegipfelt. Daß es ihm gelungen war, den alten feindlichen Gegensatz zwischen Wien und Versailles, der bis zum polnischen Erbfolgekriege die europäische Politik in erster Linie beherrschte hatte, durch den Frieden von 1735 scheinbar zu

beseitigen und Frankreich zur Anerkennung der Erbfolgeordnung des Kaisers zu bewegen, betrachtete Bartenstein als einen seiner größten Ruhmestitel. Indem er aber Frankreich zuliebe dessen pfälzischem Schützlinge die vorläufige Besignahme der Jülich-Bergischen Erbschaft in Aussicht stellte, hatte er Preußen, dessen Anerkennung der pragmatischen Sanktion eben durch die Garantie eines Teiles dieser Erbschaft erreicht worden war, arg vor den Kopf gestoßen. Aber der hierdurch entstandene Gegensatz zwischen Wien und Berlin war unter Friedrich Wilhelm I. nie zu einem wirklich ernstern Konflikt ausgewachsen, und man hatte sich in Wien an den Gedanken gewöhnt, daß „die Preußen nicht schießen“. Von den beiden großen Staaten, deren Spannung untereinander die politische Lage Europas beherrschte, von Frankreich und England, liefen die beruhigendsten Versicherungen ein; auch der Seemächte und Rußlands fühlte sich der Wiener Hof sicher. Auf den Gedanken aber, daß von dem so oft und solange mißachteten und mißhandelten preußischen Staate dem österreichischen Hause ernste Gefahr drohen könne, kamen weder Bartenstein noch Maria Theresia, die als echte und stolze Kaisertochter in dem preußischen Könige eben nur den Reichskämmerer und Kurfürsten sah und in ihrer mangelnden Kenntnis von den Schlichen der österreichischen Politik gegenüber Preußen von dem dort angehäuften Mißmut ebensowenig etwas ahnte, wie von der gewaltigen Veränderung, die in Preußen durch den Thronwechsel vor sich gegangen war. Als der österreichische Resident v. Demeradt über die Rüstungen, welche in Preußen stattfänden, berichtete und die Vermutung aussprach, daß König Friedrich es auf einen Teil Schlesiens abgesehen haben könne, schenkte man dem in Wien keinen Glauben. Hatte doch der Gemahl Maria Theresias, Großherzog Franz, der

seit seinem Besuche in Berlin 1732 mit Friedrich befreundet war, auf einen unmittelbar nach des Kaisers Tode an den preußischen König gerichteten Brief ein durchaus freundlich gehaltenes Schreiben erhalten; war doch die neue Beglaubigung, welche der preußische Gesandte in Wien erhalten hatte, an „die Königin von Ungarn und Böhmen“ gerichtet gewesen, so daß man darin eine Anerkennung der pragmatischen Erbfolgeordnung sehen zu dürfen glaubte. Daß Friedrich aber zugleich durch diesen Gesandten hatte mitteilen lassen, daß er für sein Risiko einen Preis haben müsse, daß man sich schnell erklären solle, hatte die Freude, die in Wien über jenen freundlichen Brief herrschte, zwar ein wenig beeinträchtigt; allein an eine wirkliche von dort her drohende Gefahr glaubte man doch nicht. Da aber geschah das völlig Unerwartete: der junge König von Preußen machte seine altererbtten, von Oesterreich bisher stets vereitelten Ansprüche auf Schlesien geltend, mit einer Energie und in einer Form, die man bisher von seiten des preußischen Staates für völlig unmöglich gehalten hatte.

Friedrich hatte die Botschaft vom Tode des Kaisers durch einen von Borde schleunigst entsandten Kurier schon am 26. Oktober in Rheinsberg erhalten, wo er nach Abwidelung der Herstaler Angelegenheit in angeregter Geselligkeit und schöngeistigen Studien lebte. Im Augenblick der Ankunft des Kuriers hatte er wieder einen starken Anfall seines Wechselfiebers. Man hatte den Kurier daher zuerst nicht sofort zu ihm hereinlassen wollen. Als es geschah, überwand der König sofort mit der energischen Überlegenheit des Geistes über den Körper, die er sehr oft bewies, die Schwäche der Krankheit. Er wußte sofort,

wie wichtig die Stunde für ihn, für Preußens Zukunft war. „Ich schieße mein Fieber fort; denn ich habe meine Maschine nötig und muß jetzt jeden möglichen Gebrauch davon machen,“ so äußerte er sich am 26. in einem Schreiben an Voltaire.

In der That war sein Entschluß sofort gefaßt. Von den Rücksichten, die sein Vater stets als getreuer Reichsfürst auf den Kaiser genommen hatte, fühlte sich der Sohn, namentlich jetzt, da es keinen Kaiser gab, völlig frei. Ebenso betrachtete er mit Recht den Berliner Vertrag von 1728 durch den von österreichischer Seite in der Jülich-Bergischen Erbfolgefrage vollzogenen Bruch als nicht mehr bestehend. Statt seiner Ansprüche auf Jülich-Berg beschloß er jetzt bei der Erledigung der habsburgischen Erbschaft die ebenso alten und ebenso begründeten Rechte seines Hauses auf große Teile von Schlesiens geltend zu machen. An der Berechtigung dieser seit dem 16. Jahrhundert bestehenden und wiederholt von brandenburgisch-preußischer Seite vergeblich geltend gemachten Ansprüche zweifelte er keinen Augenblick; sie beruhten auf früherem Hausbesitz erst der fränkischen, dann der Kurlinie seines Hauses in Jägerndorf und auf einer alten, im Jahre 1537 mit den piastischen Herzögen von Liegnitz, Brieg und Wohlau geschlossenen Erbverbrüderung. Ihre nähere rechtliche Begründung glaubte er getrost seinen Ministern und dem alten Hallenser Kanzler Ludewig überlassen zu können, der auf Grund einer Denkschrift und Anregung Jlgens seit Jahren mit der Sammlung der Belege für diese Ansprüche beschäftigt war. Hatte doch der Große Kurfürst zu einer Zeit, da dieses Aussterben der Habsburger schon einmal nahe bevorzustehen schien, im Jahre 1670, einen Anschlag auf Besitznahme Schlesiens aufgesetzt, bei dessen vor neun Jahren erfolgter Wiederauffindung Friedrich

Wilhelm I. geäußert hatte, dieser Fund sei ihm lieber als 100 000 Dukaten. Konnte man sich doch weiter darauf in besonders wirksamer Weise berufen, daß dieser Anspruch Preußens zwar niemals direkt, aber doch indirekt von Österreich selbst anerkannt worden war. Es war in jenem schimpflichen Handel geschehen, den Österreich kurz vor dem Tode des Großen Kurfürsten mit diesem getrieben hatte, indem es ihm beim Abschlusse einer Defensivallianz für jenen Anspruch den Schwiebuser Kreis von Schlesien abgetreten, vorher aber sich von dem durch unrichtige Vorspiegelungen betörten Kurprinzen einen Revers hatte ausstellen lassen, daß er nach seinem Regierungsantritt diese Abtretung wieder zurückgeben werde. Knirschend hatte sich dann im Jahre 1695 der über die wahre Sachlage aufgeklärte Kurprinz als Kurfürst gefügt und seinen Revers eingelöst, aber dabei geäußert: „Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen.“

Jetzt war dem preußischen Hause der Rächer erstanden, den Friedrich I. geahnt, Friedrich Wilhelm I. in seinem Sohne vorausgesehen hatte. Der Weg aber, auf dem der alte Anspruch verwirklicht werden sollte, war sofort im Geiste des jugendfrischen und ruhmbegehrigen Königs nicht der der diplomatischen Verhandlungen und Rechtsdeduktionen, auf dem sein Vater so bitter wenig erreicht hatte, sondern der der vorläufigen Besitznahme des bestrittenen Landes. Erst das Streitobjekt in Besitz nehmen, dann über seine Abtretung verhandeln, das war der kühne, ja verwegene Entschluß, den Friedrich bereits gefaßt hatte, als er von Rheinsberg aus zwei vertraute Berater, den vorsichtig abwägenden, bedächtigen diplomatischen Minister Podewils und den erst kürzlich von ihm in den Grafenstand erhobenen und zum Feldmarschall ernannten Mann des Schwertes, Schwerin, zu sich zu intimer und geheimer

Beratung beschied. Mit dem fertigen Plane trat er dem Minister und dem Heerführer zu deren nicht geringem Erstaunen in der am 28. Oktober begonnenen Beratung entgegen. Kein Wunder, daß namentlich dem in den Überlieferungen der alten Schule aufgewachsenen Minister Podewils der Plan seines jungen Königs, die vor kurzem dem Bischofe von Lüttich gegenüber erprobte Methode nun auf das Vorgehen gegenüber einer europäischen Großmacht zu übertragen, zunächst überkühn, ja fast abenteuerlich erschien. Er hielt mit seinen erheblichen Bedenken nicht zurück und formulierte sie in Gemeinschaft mit Schwerin in einer am 29. Oktober niedergeschriebenen Denkschrift im einzelnen. In methodischer Weise legten sie die verschiedenen Wege dar, die man zur Erreichung des Zieles wählen könne.

Der König aber blieb trotz aller Bedenken fest bei seinem Plane: erst Besitzergreifung, dann Verhandlung, bei der man im Falle der Nachgiebigkeit Österreichs alle Vorteile einer engen Verbindung, eines energischen Eintretens Preußens für die Garantie aller anderen österreichischen Staaten und für die Kaiserwahl des Gemahls der jungen Königin bieten, zugleich aber die alten und gerechten Beschwerden in bezug auf die Jülich-Bergische Frage vorhalten könne. Durch bloße gütliche Verhandlung etwas zu erreichen, hegte der König nach den bisherigen preußischen Erfahrungen mit Österreich keinerlei Hoffnung. Durch moralische Rücksichten fühlte er sich nicht gebunden, zumal da niemand etwas erben könne, was der Erblasser ohne Recht besessen habe. Die politischen Bedenken seiner Berater aber in bezug auf die Haltung der übrigen europäischen Mächte gegenüber dem beabsichtigten Gewaltschritte widerlegte er durch den Hinweis auf die bestehende Spannung zwischen Frankreich und England, die immer

den Gegner derjenigen Macht, die sich auf Oesterreichs Seite stelle, zum Anschluß an Preußen bringen werde. Die Hauptsache aber war und blieb ihm, seinen preußischen Staat durch tatkräftige Geltendmachung seiner Rechte aus der mißachteten Stellung, die er zu seinem zornigen Schmerze unter seinem Vater eingenommen hatte, zu einer ebenbürtigen Macht zu erheben. In froher Zuversicht auf die durch die Organisationsarbeit seines Vaters geschaffene innere Macht und Kraft dieses Staates wagte er das Ungeheure, das seinen Zeitgenossen notwendig als ein revolutionärer Umsturz des bestehenden politischen Systems erscheinen mußte. „Ich gebe Ihnen,“ so schreibt er in den schriftlich fortgesetzten Beratungen am 1. November an Podewils, „ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man denselben benutzen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen, mit allem. Wenn ich den Vorteil nicht benutze, so halte ich in meinen Händen ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen verstehe. Wenn ich ihn benutze, so wird man sagen, daß ich die Geschicklichkeit habe, von der Überlegenheit über meine Nachbarn den rechten Gebrauch zu machen.“ Wer wollte leugnen, daß außer den rechtlichen und politischen Gründen, die ihn zu seinem Vorgehen bestimmten, auch der Ehrgeiz und die Ruhmbegier mitwirkten, die dem jungen Könige voll genialer Tatkraft in der von stolzen Plänen erfüllten Seele brannten? Er selbst hat das mit der rückhalt- und rücksichtslosen Offenheit, die ihm eigen war, in vertrauten brieflichen Äußerungen wie in seiner eigenen geschichtlichen Darstellung der Vorgänge ausgesprochen und dadurch seinen Gegnern die Möglichkeit gegeben, zu behaupten, daß er von seinem Rechte auf Schlesien selbst nicht überzeugt gewesen sei, sondern nur aus persönlichem Ehrgeiz gehandelt habe. Dieser Vorwurf ist sicher unbegründet; daß

er von der Berechtigung seines Anspruches überzeugt war, ist unzweifelhaft. Aber daß er ihn geltend machte, und die Art, wie er es tat, war das Ergebnis seiner innersten Natur, seiner feurigen Vaterlandsliebe zugleich und jenes von begeistertem Optimismus getragenen Ehrgeizes, ohne den keine große Tat gelingen kann. Seine Berater aber, die seiner Aufforderung zu freimütiger Äußerung entsprechend ihre Einwendungen noch weiter geltend machten, sahen sehr bald ein, daß ihnen gegenüber dem unbeugsamen Entschlusse ihres königlichen Herrn nur „der Ruhm des Gehorsams“ bleibe. Der König ließ sich weder durch ihre Einwände, noch durch die Unglücksprophezeiungen des sich zurückgesetztühlenden Fürsten von Dessau in seiner frohen, zuversichtlichen Stimmung beeinträchtigen. „Wir arbeiten,“ schreibt er am 15. November, „hier sehr ernstlich; ich will die kühnste, unerwartetste, größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen, mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen.“

Als er diese Worte niederschrieb, waren die Befehle an die Truppen bereits gegeben, die Würfel gefallen. Drei Tage danach traf die Nachricht vom Tode der Kaiserin von Rußland ein, die ihn nach dieser Seite von der einzigen ernstlichen Besorgnis, die er gehegt hatte, befreite und daher von ihm als ein glückliches Vorzeichen freudig begrüßt wurde.

Während die Mobilmachung der Truppen ins Werk gesetzt wurde und bei den in Berlin beglaubigten Diplomaten größtes Erstaunen und Kopfzerbrechen und die mannigfaltigsten Vermutungen erregte, verblieb der König zunächst in Rheinsberg, arbeitete fieberhaft an den diplomatischen wie militärischen Vorbereitungen seines kühnen Unternehmens und suchte dann nach des Tages Last und

Sitze Erholung in angeregter Geselligkeit, die sich jetzt zum letzten Male in vollem Glanze in dem stillen Rheinsberg entfaltete. Voltaire erschien in dieser Zeit zum Besuche, freilich nicht allein aus persönlichem Interesse an dem Könige, sondern in der geheimen, wenig philosophischen Absicht, seinen königlichen Freund auszuspionieren. Auch die Markgräfin von Bayreuth stattete in diesen Tagen der größten Unruhe und Aufregung ihrem königlichen Bruder ihren ersten Besuch in Rheinsberg ab und entwirft in ihren Memoiren ein anschauliches Bild von dem regen dortigen Leben. Sie bezeichnet es als wahrhaft erstaunlich, wie der von der Krankheit angegriffene König imstande gewesen sei, alle Geschäfte selbst zu erledigen, und wie er dann die wenigen Stunden der Erholung in der Gesellschaft Voltaires, Maupertuis', Algarottis und Jor-dans in angeregtester Unterhaltung verbrachte. Abends spielte er in dem herkömmlichen Konzert zwei oder drei Flötenkonzerte.

Währenddem war Friedrich eifrig bemüht, nach allen Seiten diplomatisch seine Fühler auszustrecken, über den eigentlichen Zweck seiner Rüstungen aber alle im unklaren zu lassen. Er stellte für einige Regimente Marschbefehle nach Halberstadt statt nach der schlesischen Grenze aus, um über die Richtung seiner Rüstungen zu täuschen. Vor allem aber verfolgte er an der Hand der Berichte seines Wiener Gesandten die dortigen Vorgänge aufs aufmerksamste und versah den Gesandten mit entsprechenden Weisungen. Denn so weit war der König in den Beratungen mit Podewils doch auf dessen Ideen eingegangen, daß mit der geplanten militärischen Besetzung Schlesiens gütliche Verhandlungen mit dem Wiener Hofe Hand in Hand gehen sollten; nur sollten sie nicht, wie die Berater gemeint hatten, der tatsächlichen Besiznahme vorhergehen,

sondern gleichzeitig mit dieser erfolgen. Denn dabei blieb der König fest stehen, daß von rein gütlichen Verhandlungen nichts zu erwarten sei; man werde ihm dann doch nichts Reelles bieten, sondern ihn mit einer Bagatelle abspesen wollen. Daß er aber ohne eine ausreichende Entschädigung für die Gefahr, die er durch sein Eintreten für die gefährdete österreichische Monarchie auf sich nehme, und für die ihm solange vorenthaltenen Rechte Verpflichtungen gegen Österreich nicht übernehmen wollte, darüber hatte er dem Wiener Hofe von vornherein schon in jenem Beileidschreiben keinen Zweifel gelassen. Trotzdem und trotz aller Demütigungen und Enttäuschungen, die man Preußen seit Jahren in Wien bereitet hatte, wollte man dort noch immer nicht an eine von diesem Staate drohende Gefahr glauben. Friedrich selbst aber hat in wenigen Worten die Gründe seines Verhaltens in einer für den Haag bestimmten Äußerung vortrefflich zusammengefaßt: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, habe dem Kaiser Leopold Dienste erwiesen und sei mit Undank belohnt worden; er halte sich zuerst schadlos und werde dann Dienste leisten. Am 15. November wurde dem preussischen Gesandten in Wien der bewaffnete Einmarsch in Schlesien angekündigt; zugleich wurden ihm die Anerbietungen mitgeteilt, die in den Beratungen mit Podewils und Schwerin für die Abtretung Schlesiens gemacht werden sollten. Doch sollte er die Audienz beim Großherzog — denn an diesen sollte er sich wenden — zur Mitteilung dieser Anerbietungen erst nachsuchen, wenn er, voraussichtlich Mitte Dezember, die Nachricht vom Einmarsch in Schlesien erhalten habe. Also nach wie vor: erst Einmarsch der Truppen in Schlesien, dann Eröffnung der Verhandlungen. Die Initiative der Tat sollte nach allen den trüben Erfahrungen, die man bisher mit Versprechungen des Wiener

Hofes gemacht hatte, unter allen Umständen gewahrt werden. Daß gerade die in dieser Initiative der Lat liegende Gewaltfameit den Wiener Hof abhalten könne, überhaupt auf Verhandlungen einzugehen, zog der König gegenüber der Gewißheit, ohne diese Initiative überhaupt sicher nichts zu erreichen, nicht in Erwägung.

Am 2. Dezember nachmittags kehrte Friedrich von Rheinsberg nach Berlin zurück, das nach seinem launigen Ausspruche in einem Briefe an Jordan das Aussehen der Bellona in Rindsnöten gewährte. Überall marschierende Truppen, Rüstungen zum Ausmarsch, Proviant- und Munitionskolonnen. Noch immer wußten sich die erstaunten Diplomaten diese Zeichen der Zeit nicht zu erklären, und der König war keineswegs geneigt, ihnen diese Klarheit zu verschaffen. Als ihm der englische Gesandte Guy Dickens, mit dem er in seiner Kronprinzenzeit in ganz anderer Weise zu tun gehabt hatte, in einer Audienz am 3. Dezember in seiner hochfahrenden Art Vorstellungen machte und Aufklärungen von ihm verlangte, da wies der König diese Vorstellungen mit großer Entschiedenheit zurück, indem er erklärte, England habe kein Recht, ihn nach seinen Plänen zu inquiren, und die sehr energischen Worte hinzufügte: „Ich finde, England hat ebensowohl wie Frankreich eine Neigung, andere Fürsten unter seine Vormundschaft zu nehmen, ich aber habe keine Lust, mich weder von dem einen noch von dem andern leiten zu lassen.“

In einer ganz absonderlichen und schwierigen Lage befand sich vor allem der österreichische außerordentliche Gesandte Marchese Botta d'Adorno, der zur offiziellen Anzeige der Thronbesteigung Maria Theresias am 29. November in Berlin angekommen war und nun der Rückkehr des Königs von Rheinsberg und damit seiner ersten Audienz harrete. Er hatte auf dem Wege von Wien nach

Berlin voll Schreckens die kriegerischen Rüstungen deutlich wahrgenommen. Es schien ihm keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese gegen Oesterreich gerichtet seien, und er verfehlte nicht, in der ersten Audienz, die er am 6. Dezember erhielt, dem Könige gegenüber darauf anzuspielen. Er habe, äußerte er, auf seiner Reise die Wege durch Schlesien sehr schlecht und durch Überschwemmungen fast unpassierbar gefunden, worauf ihm Friedrich erwiderte, die, welche dorthin müßten, riskierten am Ende nicht mehr, als etwas beschmutzt anzukommen. Schließlich war Botta dann der erste, dem gegenüber Friedrich den Schleier, der bisher über seinem Vorhaben gelegen hatte, lüftete. In der Abschiedsaudienz, die er ihm am 9. Dezember erteilte, machte er ihm kein Hehl aus seiner Absicht des Einmarsches in Schlesien und fügte dann bestimmte, an den Großherzog Franz gerichtete Eröffnungen hinzu, die im wesentlichen auf die in den Beratungen in Rheinsberg erörterten Anerbietungen hinausliefen. Auf's äußerste erschrocken, versuchte Botta Einwendungen zu machen, und zwar in einer Form, die im Tone der bisherigen Überlegenheit der österreichischen Diplomatie gegenüber der preußischen gehalten war. Er warnte den König vor der Ausführung seines Unternehmens unter Hinweis darauf, daß seine Truppen zwar schön seien, daß die österreichischen aber wiederholt Pulver gerochen hätten. Die stolze Antwort des Königs lautete, er hoffe, seine Truppen würden beweisen, daß sie nicht nur schön, sondern auch tapfer seien. Vergebens beschwor Botta den König, den entscheidenden Schritt wenigstens aufzuschieben. Friedrich erklärte, es sei zu spät, der Rubikon sei überschritten. Er eröffnete ihm zugleich, daß er seinen Hofmarschall, den Grafen Gotter, als außerordentlichen Gesandten in Wien mit den weiteren Verhandlungen beauftragt habe. Aber nicht bloß die

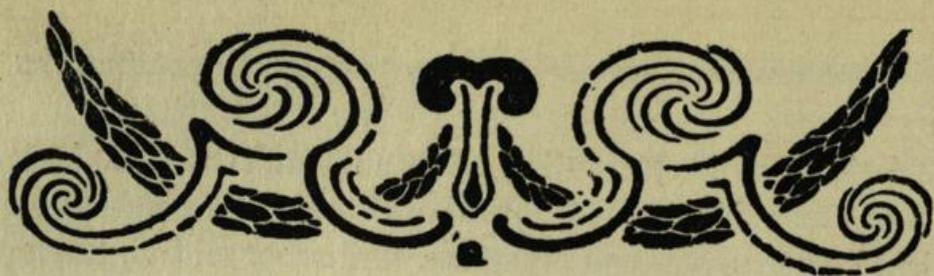
auswärtigen Diplomaten mahnten den König von seinem kühnen, in seinen Folgen unabsehbaren Beginnen ab. Auch in Preußen selbst fehlte es nicht an warnenden Stimmen. Waren die Berater in Rheinsberg nur widerstrebend auf Friedrichs kühnen Plan eingegangen, so warnte nach wie vor namentlich der alte Fürst von Dessau, und zwar nach des Königs eigenem Ausspruch so dringend, daß er auch ihn, den König, irre gemacht haben würde, wenn sein Entschluß nicht unwiderruflich gefaßt gewesen wäre. Sehr stark wirkte dabei allerdings bei dem waderen Feldmarschall gekränkte Eitelkeit mit. Er empfand es als bittere Zurücksetzung, daß der König nicht ihn, sondern Schwerin, über dessen Ernennung zum Feldmarschall er ohnehin eifersüchtig war, zu Räte gezogen, daß er alle die Vorbereitungen der Rüstung getroffen hatte, ohne ihn zuzuziehen, ja daß er ihn offenbar den ganzen Feldzug nicht mitmachen lassen wolle. War der alte Fürst doch unter dem vorigen Könige gewöhnt gewesen, daß nichts auf militärischem Gebiete ohne seinen Rat geschah. Mit freundlichen Worten suchte ihn der König auf seine wiederholten Eingaben zu beruhigen; aber gerade den überwiegenden Einfluß, den der Fürst ersehnte, wollte er ihm nicht einräumen, am wenigsten bei diesem ersten, auf seiner eigensten Initiative beruhenden Unternehmen. Eine Zurücksetzung des alten, hochverdienten Kriegsmannes, dessen Leistungen er in vollstem Maße würdigte, wollte er damit nicht begehen, erkannte vielmehr alle seine Verdienste in den wärmsten Worten an und motivierte die Tatsache, daß er ihn diesen Einmarsch nach Schlesien nicht mitmachen lasse, damit, daß diese ganze Expedition ja nur „eine Bagatelle“ sei; im Frühling, wenn es Ernst werde, wolle er ihn in Sachsen verwenden; „allein,“ und damit sprach er den eigentlichen, in diesem Falle durchaus be-

greiflichen Beweggrund seines Verhaltens aus, „diese Expedition reservire ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde.“

Übrigens ließ sich der König durch all das in seiner frohen Zuversicht auf das Gelingen seines Vorhabens nicht beirren. Er war in angeregtester, glücklicher Stimmung. In Berlin jagte ein Hoffest das andere; noch am 12. Dezember abends fand ein großes Maskenfest im Schlosse statt. Am folgenden Morgen (13. Dezember) aber bestieg der König mit dem Grafen Wartensleben und zwei anderen Adjutanten seinen Reisedwagen und begab sich zu seinem Heere, nachdem er vorher an die Offiziere der ausrückenden Berliner Regimenter die erste jener zündenden Ansprachen gehalten hatte, durch die er so oft später gewaltige Wirkungen erzielt hat. Mit vollem Rechte sagte er ihnen, er habe in dem Kriege, den er unternehme, keine anderen Bundesgenossen als sie; dann erinnerte er sie an den unsterblichen Ruhm, den sich ihre Vorfahren bei Warschau und Fehrbellin erworben hätten, und schloß mit den Worten: „Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde.“

Drei Tage später, am 16. Dezember, überschritt er mit dem kleinen Heere von wenig über 20000 Mann, welches sich zwischen Frankfurt a. O. und Crossen gesammelt hatte, voll stolzer Zuversicht, im Vertrauen auf die Eingebungen seines Genius und auf sein Glück, die schlesische Grenze. „Ich habe mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel den Rubikon überschritten,“ so schrieb er noch an demselben Tage aus dem ersten Orte jenseits der Grenze an Podewils, „meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale

begierig nach Ruhm; alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Grund, alles mögliche Gute von diesem Unternehmen zu erwarten. Entweder will ich untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben. Mein Herz sagt mir alles Gute von der Welt voraus; endlich eine gewisse Ahnung, deren Ursache uns unbekannt ist, prophezeit mir alles Glück, und ich werde nicht in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, welche zu befehligen ich die Ehre habe, würdig gezeigt zu haben.“



Drittes Kapitel

Kriegerische Lehrjahre. Die Erwerbung Schlesiens

In froher, fast übermütiger Laune hatte Friedrich den großen Schritt gewagt, der in der ganzen politischen Welt seinerzeit das größte Aufsehen erregte. Der „König der Grenzstriche“, wie ihn Voltaire spottend nannte, wagte es, eigene Politik zu machen, um seinem Staate die Anerkennung als einer gleichberechtigten Macht zu erringen und die Geringschätzung endgültig zu überwinden, die diesem Staate kein anderer mehr als der österreichische bisher bewiesen hatte. Wohl wußte Friedrich, daß er ein großes Wagnis unternahm. Aber eine innere Stimme weissagte ihm, daß es gelingen werde. Er war erfüllt von der stolzen Zuversicht, die dem Genius in entscheidenden Augenblicken innezuwohnen pflegt.

Der Anfang des Unternehmens schien die glänzenden Hoffnungen, mit denen es ins Werk gesetzt war, vollauf zu rechtfertigen. Von einem irgendwie ernsthaften militärischen Widerstande war so gut wie keine Rede. Zu völlig überraschend und unerwartet war dem stolzen Wiener Hofe der kühne Angriff gekommen, als daß er ernstliche Gegenmaßregeln rechtzeitig hätte ergreifen können. Nur die vom Grafen Wallis in aller Eile leidlich hergestellte und zum Widerstande gerüstete Festung Glogau schützte

sich zu ernstlicher Verteidigung an. Hier mußte der König, um den weiteren Vormarsch nicht aufzuhalten, ein dem Hauptheere nachrückendes Korps unter dem Befehle des Erbprinzen Leopold von Dessau zur Blockierung der Festung zurücklassen. Das Hauptheer aber durchzog in schnellem Vorrücken ganz Niederschlesien; der rechte Flügel unter Feldmarschall Schwerin in der Richtung auf Liegnitz und die böhmisch-schlesischen Grenzgebirge, der König selbst in geradem Marsche auf die schlesische Hauptstadt. Der die wenig zahlreichen österreichischen Truppen in Schlesien befehligende General Browne mußte sich in der Hauptsache auf eine möglichst starke Besetzung der Festungen, namentlich Briegs und Neiße, beschränken. Direkt gefördert aber wurden die schnellen Erfolge des preußischen Heeres durch die Haltung der Bevölkerung, deren protestantischer Teil, der in Niederschlesien überwog, nach der jahrhundertelangen Unterdrückung und Verfolgung von seiten der österreichischen Regierung in dem einrückenden Preußenkönige den Hort seiner teuren Religion sah und von dessen Vorgehen eine Vinderung seiner bisherigen traurigen Lage erhoffte. In dieser Hoffnung sahen sich die evangelischen Bewohner bestärkt durch die vom Könige bei seinem Einmarsch in Schlesien überall angeschlagene Proklamation, welche jede feindselige Absicht verneinte und jedem Einwohner sein Eigentum, sein Recht und die Freiheit des Glaubens gewährleistete. Die Bedrückungen der Protestanten hatten sofort ein Ende, der König berief vielmehr in die zahlreichen verwaisten evangelischen Pfarreien Geistliche aus seinen Erbstaaten, zunächst zwölf an der Zahl, die dann alsbald als die „zwölf Apostel“ bezeichnet wurden. Aber auch die Befürchtungen der katholischen Bevölkerung, der König werde etwa die bisherigen Verfolgungen der Protestanten durch eine ähnliche Bedrückung der Katholiken rächen, er-

wiesen sich alsbald als völlig unbegründet. Friedrich machte auch hier Ernst mit seinem Grundsatz, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Fassung selig werden könne, und trat den Katholiken mit derselben gewinnenden Freundlichkeit entgegen, durch die er sich die Herzen der Evangelischen so schnell gewann. Jeder religiöse Druck irgendwelcher Art war von dem Augenblicke seines Einmarsches an auf das strengste verpönt. Schon zwei Wochen nach seinem Einmarsche in Schlesien, Neujahr 1741, langte Friedrich vor Breslau an.

Die alte Handelsstadt, die dereinst hier im Osten der deutschen Kulturwelt eine große Rolle gespielt hatte, war aus jenen Zeiten größerer Freiheit im Besitze des *ius praesidii*, d. h. des Rechtes, sich nur selbst mit eigener Besatzung zu verteidigen, geblieben. Von diesem Rechte hatte sie der österreichischen Regierung, dem „Oberamte“, gegenüber unter dem Drucke einer mächtigen, von dem Schuster Döblin geschürten Bewegung der Bevölkerung auch in diesem kritischen Augenblicke Gebrauch gemacht und die Aufnahme einer österreichischen Besatzung zu ihrer Verteidigung erfolgreich verweigert. Wie wenig sie aber nun ihrerseits an eine ernstliche Verteidigung gegen das heranrückende preußische Heer durch ihre eigene Stadtmiliz gedacht hatte, ergibt sich mit voller Deutlichkeit aus der Tatsache, daß sie ihren Pulvervorrat, „um Unheil zu verhüten“, oheraufwärts aus der Stadt entfernt hatte. Der König, dem es zunächst genügte, wenn ihm die Tore geöffnet wurden, verzichtete dann auch seinerseits auf eine Besetzung der Stadt, begnügte sich vielmehr mit der Einnahme der Vorstädte und Anlage von Magazinen. Auf dieser Grundlage kam schon am 2. Januar eine Übereinkunft über die Neutralität der Stadt zustande, die aber den bezeichnenden Zusatz erhielt: „bei den jetzigen Kon-

junkturen und solange dieselbe dauern“. Am 3. Januar erfolgte mit Entfaltung königlichen Pompes der Eintritt Friedrichs in die schlesische Hauptstadt, bei dem der strahlend fröhliche König durch seine Leutseligkeit im Fluge alle Herzen gewann. Er gab dann den Honoratioren der Stadt ein glänzendes Fest, bei welchem er nicht verfehlte, mit mehreren der angesehensten Breslauer Damen selbst sich am Tanze zu beteiligen. In einem von stolzer Siegeszuversicht erfüllten Schreiben teilte er seinem Minister Podewils mit: „Ich habe Breslau.“

In den nächsten Tagen folgte die Einnahme von Ohlau und Ottmachau, während Brieg wie vorher Glogau vorerst nur blockiert wurde. Inzwischen hatte Feldmarschall Schwerin mit dem rechten Flügel seinen Vormarsch über Liegnitz und Schweidnitz nach den Grenzgebirgen fortgesetzt. Mit Ausnahme der von ihrem protestantischen Kommandanten, Oberst Roth, mannhaft verteidigten Festung Neiße war Ende Januar auch ganz Oberschlesien im Besitz des Königs, der sich nun auf einige Wochen nach Berlin zurückbegab.

Wohl konnte er sich des bisher Errungenen freuen, aber so völlig ungetrübt wie vor sechs Wochen, da er voll stolzer Zuversicht sein kühnes Unternehmen begann, war die Freude doch nicht mehr. Denn die diplomatischen Verhandlungen, welche den kriegerischen Maßregeln von vornherein zur Seite gegangen waren, hatten keineswegs einen so schnellen und glatten Verlauf genommen, wie die fast völlig unblutige Eroberung des von ihm in Anspruch genommenen Landes. Ihr Verlauf bewies deutlich genug, daß die Behauptung dieser Eroberung doch bei weitem schwieriger sein werde, als die Eroberung selbst.

Wir erinnern uns, daß das Ergebnis der Rheinsberger Beratungen schließlich eine Art von Kompromiß zwischen dem schrankenlos kühnen Plane des Königs und den politischen Bedenken seiner Ratgeber gewesen war. Friedrich selbst hatte sich von einer gütlichen Verhandlung mit dem Wiener Hofe nichts versprochen und daher ursprünglich darauf gedrungen, sich erst vor dem Winter der von ihm beanspruchten Provinz zu bemächtigen, dann erst zu verhandeln und den Versuch zu machen, ob sich der Wiener Hof der vollendeten Tatsache fügen werde. Den Bedenken seiner Ratgeber nachgebend, hatte er sich dann entschlossen, Verhandlung und Eroberung zu gleicher Zeit zu beginnen, und dementsprechend seinen Wiener Gesandten Borde und den außerordentlichen Bevollmächtigten Grafen Gotter instruiert. Fast genau gleichzeitig mit dem Einmarsche der Truppen hatte Borde am 17. und Gotter, der am Abend dieses Tages in Wien eintraf, am 18. Dezember dem Großherzoge Franz, an den sie in erster Linie gewiesen waren, die Anträge und Forderungen des Königs vortragen. Sie taten es beide zögernd, halb wider Willen und ohne die Energie, die in diesem Falle allein wirksam sein konnte. In der That war ihre Aufgabe eine sehr schwierige. Den Einfall des preußischen Königs in eine bis dahin in friedlichem Besitze des österreichischen Hauses befindliche Provinz sollten sie als eine im Interesse der Erhaltung dieses selben Hauses liegende Maßregel darstellen, die Abtretung des Landes gleichsam als Entschädigung für die von ihm angetragene, umfassende Hilfeleistung und für seine Stimme bei der Kaiserwahl für den Großherzog Franz fordern. In dieser Kombination des umfassenden Hilfeanerbietens mit der Besetzung des Landes lag ein unzweifelhafter Widerspruch. Hätte der König seinen ursprünglichen Gedanken festgehalten, erst Schlesien

auf Grund seiner alten, ihm bisher vorenthaltenen Rechte und unter energischer Betonung dieser Rechte besetzt und dann, nicht als Entgelt für die von ihm angebotene Hilfeleistung, sondern als sein gutes Recht die Abtretung der besetzten Provinz verlangt und nur für den Fall ihrer Bewilligung Hilfe gegen jeden anderen Feind in Aussicht gestellt, so wäre wenigstens eine klare Lage vorhanden gewesen. Indem jetzt Borde wie Gotter zuerst die Anerbietungen des Königs vortrugen und dann die Forderung auf Abtretung Schlesiens zaghaft als Entgelt für diese Anerbietungen bezeichneten, trat der tatsächlich vorhandene Rechtsanspruch des Königs auf Schlesien in der Verhandlung mehr in den Hintergrund, und die geforderte Abtretung erschien als ein Lohn für in Aussicht gestellte Leistungen. Nicht ganz ohne Berechtigung konnte darauf in Wien die entrüstete Frage gestellt werden, ob es jemals erhört sei, daß man jemand mit bewaffneter Hand überfalle, um ihm gar nicht erbetene Dienste aufzudrängen. Nun waren zwar in der Gotter erteilten Instruktion neben den Anerbietungen des Königs auch dessen gerechte Beschwerden, namentlich über das Verhalten des Wiener Hofes in der Jülich-Bergischen Sache, energisch betont, war dem Gesandten befohlen, diese Beschwerden bei der Verhandlung ebenso zur Sprache zu bringen wie die Tatsache, daß der König durch den Bruch des Vertrages von 1728 seiner Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanction überhoben sei. Aber diese Beschwerden erschienen doch erst gleichsam als ein Pressionsmittel, während in der Hauptsache die Abtretung Schlesiens als Entgelt für die Hilfe Friedrichs in den zu erwartenden Kämpfen um den Bestand der österreichischen Monarchie verlangt wurde. Dazu kam, daß beide Gesandte, innerlich mit dem Vorgehen ihres Königs ebensowenig ein-

verstanden wie anfangs sein vorsichtiger Berater Podewils, dessen Forderungen und Beschwerden weit weniger betonten als seine Anerbietungen, dadurch aber von vornherein in eine etwas schiefe Lage gerieten. Der Großherzog von Toskana, der an sich gern Freundschaft mit Friedrich gehalten hätte, wies doch die Forderungen in der Form, wie sie ihm vorgetragen wurden, um so mehr mit Entschiedenheit zurück, als er sonst hätte in Verdacht geraten können, daß er, um seine Wahl zum Kaiser zu erreichen, seiner Gemahlin Opfer zumuten wolle. Betrübt und entrüstet zugleich über das Vorgehen des Königs, verlangte er vor allem Zurückziehung der Truppen aus Schlesien. Als er dann, um nicht jede Möglichkeit der Verständigung abzuschneiden, die Eröffnung der Verhandlungen wenigstens für den Fall in Aussicht stellte, daß die preußischen Truppen keine Feindseligkeiten in Schlesien begingen, klopfte die königliche Gemahlin, welche in einem Nebenzimmer zugehört hatte, an die Tür und machte der Unterredung ein Ende. Der erste Versuch war vollkommen gescheitert. Als dann der Kurier, der mit diesem negativen Ergebnis an den König nach Schlesien gesandt worden war, mit neuen Weisungen, die sich mit der Abtretung eines Theils von Schlesien zufrieden erklärten, nach Wien zurückkehrte, war die jeder Verständigung mit Preußen abgeneigte Partei am Wiener Hofe unter Bartensteins Führung nach wie vor so Herrin der Lage, daß auch die zweite Verhandlung mit einem völligen Mißerfolge endigte. Ja, die preußischen Gesandten sahen sich völlig überlistet. Man gestattete ihnen scheinbar Verhandlungen mit den Ministern, in denen die Forderungen des Königs in der Weise schriftlich fixiert werden sollten, daß die preußischen Gesandten, welche keine Vollmacht hatten, die Erklärungen Friedrichs schriftlich zu übergeben, diese Anerbietungen und

Forderungen aus ihren Instruktionen vorlesen sollten, worauf sie ein Protokollführer aufschreiben werde. Als dieser Protokollführer fungierte dann Bartenstein, obwohl der König und die Gesandten eben ihn, als den Hauptgegner Preußens, ausdrücklich verbeten hatten. Die Gesandten sahen in dieser Protokollziehung die ersehnte Eröffnung der Verhandlungen, während sie tatsächlich von den österreichischen Ministern nur zu ihrer Überlistung veranstaltet war. Denn eben dieses Protokoll über die ganz vertraulichen Eröffnungen der preußischen Gesandten wurde dann, noch dazu mit einer unzweifelhaften Fälschung der Tatsachen in der Einleitung des Schriftstückes, den Vertretern der europäischen Mächte mitgeteilt. Man hoffte dadurch dem Könige namentlich bei den Franzosen, gegen die das von ihm Österreich angetragene Bündnis in erster Linie gerichtet gewesen sein würde, zu schaden. Die preußischen Gesandten aber erhielten in denselben Tagen, in denen der König seinen festlichen Einzug in die schlesische Hauptstadt hielt, in Wien einen in den schroffsten Formen gehaltenen ablehnenden Bescheid, der den völligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die Abreise der Gesandten zur Folge hatte. Nur der Fortgang der kriegerischen Operationen konnte die Entscheidung bringen.

Auch über diesen aber wurde der König während seines kurzen Berliner Aufenthaltes doch mit einiger Besorgnis erfüllt. Der alte Fürst von Anhalt, mit dem er die Operationen in Schlesien besprach, machte ihn mit Recht auf die Gefahr aufmerksam, die gegenüber einer aus Böhmen oder Mähren heranziehenden österreichischen Armee in der ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung der preußischen Stellungen liege, die sich von der Nordgrenze Schlesiens bis zum Jablunkapaf an der Grenze Ungarns erstreckten, während man im Rücken die noch im Besiz

der Feinde befindlichen Festungen Glogau, Brieg und Neiße habe.

Als der König in der zweiten Hälfte des Februar aus Berlin in das schlesische Feldlager zurückkehrte, war er entschlossen, diesem bedenklichen Mangel an strategischer Vorsicht möglichst bald abzuhelpfen. Gleich am Anfange seines neuen Aufenthaltes wurden ihm die ihm drohenden Gefahren gleichsam persönlich zum Bewußtsein gebracht. Als er am 27. Februar von Frankenstein aus mit nur schwacher Bedeckung die Posten von Silberberg und Wartha zu besichtigen ausgezogen war, entging er mit genauer Not der Gefahr, persönlich in die Gefangenschaft der Gegner zu geraten. Der in der Grafschaft Glatz kommandierende österreichische General Lentulus war durch den Grafen Sedendorff von der bevorstehenden Rekognoszierung des Königs unterrichtet worden und hatte einen Schwarm Panduren und Husaren ausgeschildt, um ihn abzufangen. Glücklichweise hatte der König selbst die Stelle, an der es geschehen sollte, etwas früher passiert, als man angenommen hatte, und sah, als der Überfall auf eine bei Baumgarten zur Deckung des Rückweges aufgestellte Schwadron Schulenburgscher Grenadiere zu Pferde erfolgte, bereits in Wartha bei Tische, als er den Lärm der Schüsse hörte. Jene Schwadron ließ sich in der That überrumpeln und wurde mit Verlust der Standarte auseinandergesprengt, doch zogen sich die feindlichen Husaren zurück, als aus Frankenstein preußische Verstärkungen heranzogen. Der König selbst, der an der Stelle jener Schulenburgschen Schwadron eine Schwadron Kürassiere bei sich hatte, vermochte sich der noch umher schwärmenden feindlichen Reiter zu erwehren und glücklich nach Frankenstein zurückzukehren. Wie groß die ihm drohende Gefahr aber gewesen war, erhellt deutlich daraus,

daß die feindlichen Husaren einen friedlich in einem Wagen des Weges fahrenden Münsterbergischen Landesdeputierten in seinem Wagen erschossen, in der Meinung, daß der König in diesem Wagen fahre.

Friedrich erkannte sehr wohl die ganze Gefahr dieses Vorfalles, der dem Kriege durch seine Gefangennahme eine höchst ungünstige Wendung hätte geben können, und beschloß, in Zukunft vorsichtiger zu sein und sich nicht unnötig persönlichen Gefahren auszusetzen; nicht mit Rücksicht auf seine Person, sondern auf das Interesse des Staates. In diesem Sinne schrieb er aus Anlaß des Baumgartener Überfalles die echt königlichen Worte an den Minister Podewils: „Wenn mir das Unglück zustößen sollte, lebend gefangen genommen zu werden, so befehle ich Ihnen absolut und mache Sie mit Ihrem Kopfe dafür verantwortlich, meine während meiner Abwesenheit gegebenen Befehle nicht zu beachten, meinem Bruder mit Ihrem Räte zur Seite zu stehen und dafür zu sorgen, daß der Staat für meine Befreiung keine unwürdige Handlung begehe. Ich will und befehle im Gegenteil für diesen Fall, daß man noch kräftiger handele als sonst. Ich bin nur König, wenn ich frei bin.“

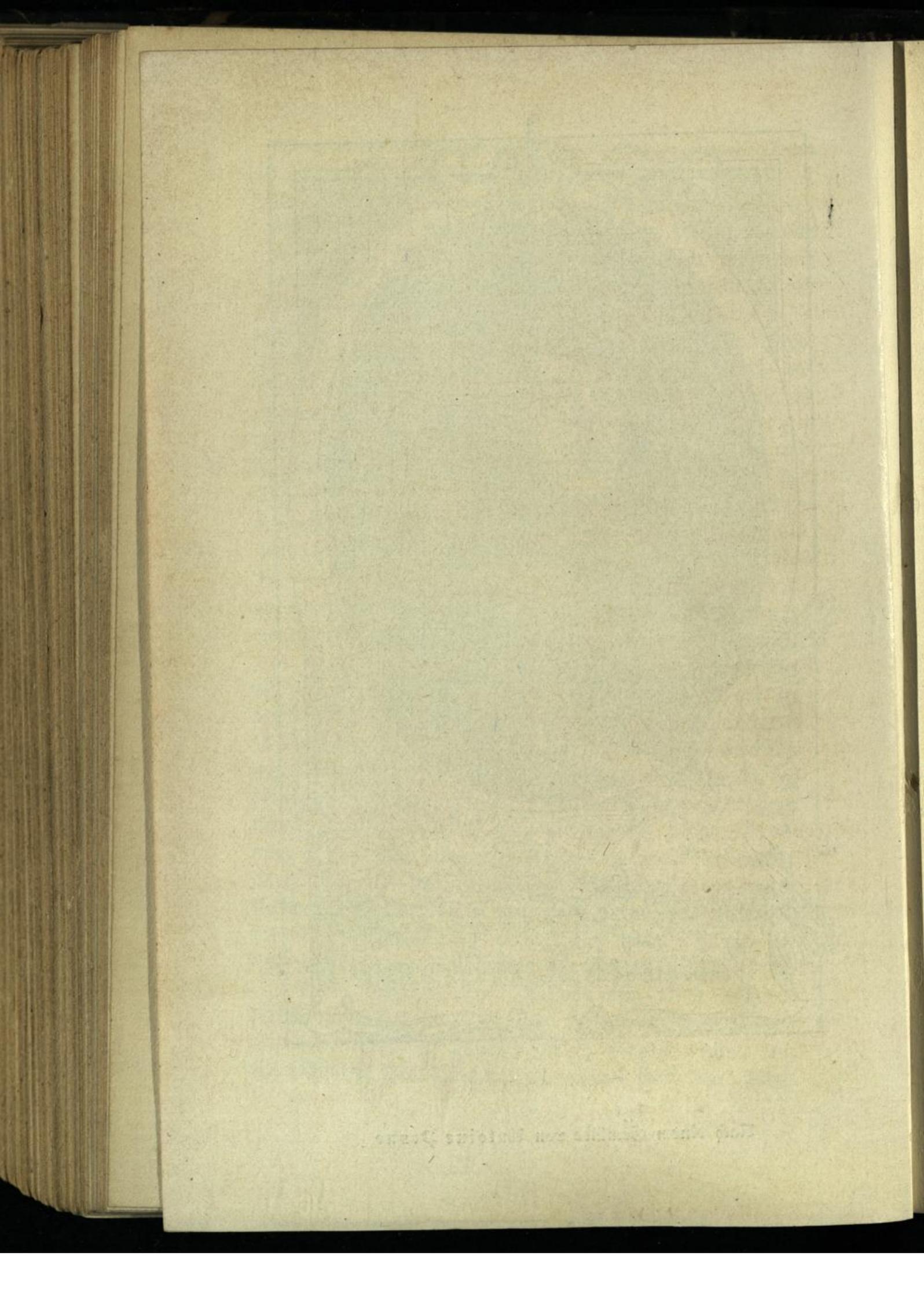
Eingedenk der Ratschläge des alten Fürsten von Dessau erteilte der König nunmehr zunächst dessen Sohne, dem Erbprinzen Leopold, den gemessenen Befehl, mit der bisher nur blodierten Festung Glogau ein Ende zu machen, zumal immer bestimmtere Nachrichten austauchten, daß sich in Mähren ein größeres österreichisches Heer unter dem Grafen Neipperg sammelte, welches die Festungen Glogau und Neiße entsetzen solle. Der junge Erbprinz, der alle Vorbereitungen für die Erstürmung Glogaus bereits getroffen, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs aber nicht zur Ausführung hatte schreiten wollen, ging nun sofort

ans Werk und nahm in einer vortrefflich eingeleiteten und musterhaft disziplinierten nächtlichen Überrumpelung die Festung Glogau mit dem Degen in der Faust mit stürmender Hand. In einer Stunde, von Mitternacht bis 1 Uhr morgens, war mit ganz geringen Verlusten alles geschehen, die Festung genommen und die Besatzung kriegsgefangen. Der König wurde dadurch nicht bloß von der Gefahr befreit, die ihm von der im Besitz des Feindes befindlichen Festung in seinem Rücken drohte, sondern gewann auch Verstärkung durch das Belagerungskorps, das er sofort heranbeordnete, und den freien Verkehr auf der Oberstraße. Friedrich wollte nunmehr weiter die Warnungen des alten Fürsten von Dessau berücksichtigen und die ausgedehnten Stellungen seiner Truppen in Oberschlesien mehr konzentrieren, um dem in Mähren sich sammelnden österreichischen Heere in gesammelter Kraft entgegenzutreten und ihm die Pässe des Gebirges, namentlich den wichtigen Paß von Zudmantel, sperren zu können. Er befahl daher dem Feldmarschall Schwerin, die am weitesten südlich aufgestellten Truppen am Jablunkapass, in Ratibor und Troppau an sich zu ziehen und den aufgegebenen Paß von Zudmantel, durch den, wie er besorgte, der Durchbruch der feindlichen Truppen erfolgen könne, stark zu besetzen. Er wurde in der diesen Anordnungen zugrunde liegenden Auffassung noch dadurch bestärkt, daß es dem in Mähren sich sammelnden Heere Anfang März gelungen war, eben über jenen Paß eine größere Reiterabteilung nach Neiß zu werfen, wo sie eine willkommene Verstärkung der Besatzung bildete.

Allein Schwerin hielt die von dem alten Dessauer geschilderten Gefahren wie die Besorgnisse des Königs für übertrieben. Er glaubte um so weniger daran, daß das feindliche Heer durch die schwierigen Pässe des mähri-



Nach einem Gemälde von Antoine Pesne



ſchen Geſenkes durchbrechen werde, als eben in den letzten Märztagen friſcher Schnee gefallen war, der die Gebirgswege noch ungangbarer machte. Er begnügte ſich daher damit, Zudmantel einzunehmen und anzustecken, ließ es dann aber unbefetzt, in der ſicheren Annahme, daß der Feind auf der von den preußiſchen Truppen beſetzten großen, aber einen weiten Bogen beſchreibenden Heerſtraße über Jägerndorf und Neuſtadt nach Neiße vorgehen werde. Er glaubte, wenn er einige Verſtärkungen erhalte, ſeine Stellungen in ihrer ganzen Ausdehnung halten zu können. Der König beſtand demgegenüber zwar auf einer größeren Konzentrierung des Schweriſchen Korps um Jägerndorf, ließ ſich aber ſonſt von der zuverſichtlichen Stimmung Schwerins mit fortreißen und führte ihm ſelbſt Verſtärkungen zu. Beide begaben ſich alſdann nach Jägerndorf. Aber nur zu bald zeigte es ſich, wie ungenügend Schwerin über die Bewegungen des Feindes unterrichtet war, der ohne ſein Wiſſen bereits bis Freudenthal gelangt war. Das völlig Unerwartete geſchah in der That: Graf Neipperg war nicht auf der großen Heerſtraße, ſondern durch die unwegsamen Gebirgspäſſe vorgebrungen und am 1. April von Freudenthal über Engelsberg marſchirt in der ſtetten Beſorgnis, den Paß von Zudmantel von den Preußen beſetzt zu finden. Da aber Zudmantel unbefetzt war, ſo konnte er ungehindert aus dem Gebirge in die Ebene hinabſteigen und nach Neiße gelangen. Er hatte dadurch einen erheblichen Vorſprung vor dem Könige gewonnen und ſich zwiſchen deſſen verſtreut liegende Truppen hineingeſchoben.

Nur äußerſte Energie konnte den Schaden wieder gutmachen. Der Marſch Neippergs war ein meiſterhafter geweſen, glücklicherweiſe wurde aber der dadurch errungene Vorteil nicht mit gleicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit

ausgenüht. Wäre Neipperg sofort in Eilmärschen nach der Oder marschiert, so hätte er den König gänzlich von seinen Verbindungen abschneiden, Brieg entsetzen, Ohlau und die dort angehäuften preußischen Magazine und womöglich auch die schlesische Hauptstadt einnehmen können. Zum Glück für den König war er indessen über dessen Stellungen nicht ausreichend unterrichtet und rückte nur langsam und zögernd Neiße abwärts vor. Friedrich aber, der die durch Schwerins Sorglosigkeit veranlaßten Fehler nur zu wohl erkannte, entfaltete jetzt, um das Versäumte nachzuholen, die äußerste Energie. Er rückte auf der von ihm besetzten Heerstraße über Neustadt in solchen Eilmärschen vor, daß er den von Neipperg gewonnenen Vorsprung annähernd wieder einholte, zog alle die verstreuten Korps eilig an sich, überschritt dann bei Michelau die Neiße und traf kurz nach den Österreichern in der Ebene von Brieg ein, wo sich Neipperg in den Dörfern Mollwitz, Grüningen, Hünern, Laugwitz und Barzdorf gelagert hatte, ungewiß, wohin er sich nunmehr wenden sollte.

Noch immer war der König in einer schwierigen strategischen Lage, da Neipperg zwischen ihm und Ohlau und Breslau stand, so daß der Kampf mit dem Gegner mit der Front nach Berlin gerichtet aufgenommen werden mußte. Trotzdem zweifelte Friedrich keinen Augenblick, daß er diesen Kampf in offener Feldschlacht aufnehmen müsse, um sich die Verbindung mit Breslau und Niederschlesien zu eröffnen. Er hätte die noch in den Dörfern verstreut lagernden Feinde überrumpeln, einzeln angreifen und vernichten können, aber er steckte noch zu sehr in den methodischen Traditionen der herrschenden militärischen Schule. Nach ihnen ordnete er am 10. April sein etwa 22000 Mann starkes Heer in zwei Treffen, die Infanterie in der Mitte, die Kavallerie auf beiden Flügeln, um

den etwa gleich starken Feind in geordneter Feldschlacht anzugreifen. Bei seinem Anmarsche, der zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags erfolgte, ahnte der Feind noch immer nichts von seiner Nähe. Graf Neipperg saß eben bei Tafel, als er die Nachricht erhielt, daß die preußische Armee in geschlossenen Kolonnen anrücke; er hatte seine Schlachtordnung, in die ein Teil seiner Truppen noch aus den ziemlich entfernten Dörfern herbeigeführt werden mußte, noch nicht völlig hergestellt, als die preußische Artillerie bereits die Reiterei seines linken Flügels, die unter dem Kommando des Generals Römer stand, heftig zu beschießen begann. Unter dem Druck seiner dadurch ungeduldig gewordenen Truppen begann Römer mit seinen 36 Schwadronen Reiterei ohne, ja eigentlich gegen den Befehl Neippergs die Schlacht mit einer schneidigen Attacke gegen die von dem Grafen Schulenburg geführte, an Zahl wie an Manövrierfähigkeit sichtlich unterlegene Kavallerie des preußischen rechten Flügels, die sofort durch den überlegenen Angriff völlig auseinandergesprengt wurde und vor die Front des ersten Treffens, in dem Raum zwischen den Treffen und hinter den Treffen nach dem linken Flügel flüchtete. Vergeblich bemühte sich der König, der selbst in das dichteste Getümmel hineingerissen wurde, sie von neuem gegen den Feind zu führen; ein erneuter Angriff der feindlichen Kavallerie warf die preußische aufs neue zurück. In diesem kritischen Augenblicke, in welchem der Sieg der feindlichen Kavallerie entschieden, die preußische Infanterie aber noch völlig unerschüttert war, meinte Schwerin die Verantwortung für die Sicherheit des sich schonungslos der Gefahr aussetzenden Königs nicht weiter tragen zu können und bewog den anfänglich heftig Widerstrebenden, das Schlachtfeld zu verlassen und sich mit geringer Begleitung nach Dppeln, das man noch in preußi-

schem Besitz glaubte, in Sicherheit zu bringen. Friedrich selbst hielt die Schlacht für verloren. Aber Schwerin, der nun von der Sorge um die Person des Königs befreit war, bot jetzt alles auf, um die Ordnung im Heere völlig wiederherzustellen. In dem Bewußtsein, daß die schwierige Lage zum Teil durch ihn geschaffen sei, war er entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Und nun feierte die großartige Disziplin und die vielgeschmähte Drillarbeit des alten Dessauers ihren vollen Triumph. In geschlossenen Kolonnen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, wie auf dem Exerzierplatz, gingen die noch unerschütterten Infanterie-Bataillone des rechten Flügels gegen die feindliche Infanterie vor. Wahrhaft vernichtend wirkte das ununterbrochene Feuer der unvergleichlich besseren, mit eisernen Ladestöcken versehenen preußischen Gewehre auf die feindlichen Reihen, die in ihren bisherigen Kämpfen nie Ähnliches gesehen hatten und durch ihre hölzernen Ladestöcke, die nur zu oft zerbrachen, im Nachteil waren. Fünf preußische Schüsse kamen auf zwei österreichische. Die feindlichen Bataillone verloren völlig ihre Haltung und ballten sich, eines hinter dem anderen Schutz suchend, in großen Klumpen zusammen, so daß weite Lücken in ihren Linien entstanden. In diesem Moment nahm Schwerin nunmehr auch den bisher zurückgehaltenen linken Flügel in die dadurch verlängerte Schlachtlinie vor, die nun mit unwiderstehlicher Wucht auf die Feinde eindrang. Bald gab es kein Halten mehr, und auch die Kavallerie, die anfangs so siegreich gegen die preußische gekämpft hatte, aber schließlich an der preußischen Infanterie abgeprallt war, war nicht mehr zu einem neuen Angriff zu bewegen. Unwiderstehlich rückten die preußischen Bataillone in ununterbrochener Linie vorwärts. Die Schlacht, die so glückverheißend für die Österreicher begonnen hatte, war jetzt

unrettbar verloren. Mit schwerem Herzen gab Graf Neipperg den Befehl zum Rückzuge hinter Mollwitz, von wo sein Heer den weiteren Rückmarsch nach Neiße um die linke Flanke des preußischen Heeres herum nehmen mußte. Es geschah ohne erhebliche Verfolgung von seiten des Siegers, der nach dem fünfstündigen schweren Kampfe zu einer energischen Ausnutzung des Sieges nicht mehr die Kraft hatte.

Die methodische friedliche Schulung der preußischen Infanterie hatte in diesem ersten großen Zusammentreffen mit dem in zahlreichen Schlachten erprobten Feinde unzweifelhaft die Oberhand behalten. Der König aber hat es nie ganz zu verwinden vermocht, daß er auf Schwerins Veranlassung sich vom Schlachtfelde entfernt und so den ersten großen Sieg seiner Truppen nicht miterlebt hatte. Er war durch seine Entfernung vom Schlachtfelde der persönlichen Gefahr nicht entgangen. Als er mit seiner Begleitung — eine ihm nachgesandte Kürassier-Schwadron hatte ihn nicht mehr einzuholen vermocht — über Löwen vor Oppeln angelangt war, wurde ihm auf seine Bitte um Einlaß mit Schüssen geantwortet. Die Stadt war inzwischen von einem feindlichen Husarentrupp besetzt worden. Hätten die Feinde, statt auf die Einlaß Begehrenden zu schießen, die Tore geöffnet, so wäre der König in ihre Gefangenschaft geraten. So aber ritt er, seinem schnellen Pferde, dem durch diesen Tag berühmt gewordenen „Mollwitzer Schimmel“, vertrauend, in vollem Galopp wieder zurück nach Löwen, wo er den ihm nachgesandten Adjutanten v. Bülow antraf, der ihm die Kunde des errungenen Sieges brachte. Als Sieger lehrte er nun auf das mühsam errungene Schlachtfeld zurück, das er in dem schrecklichen Glauben, daß alles verloren sei, verlassen hatte.

Der Geschichtschreiber Friedrich hat mit der rückhalt-

losen Offenheit, die ihn auch als Schriftsteller auszeichnete, die Fehler, welche er vor und während der Schlacht begangen, nicht allein offen eingestanden, sondern ganz ausführlich erörtert. In der Geschichte seiner Zeit hat er die Schlacht bei Mollwitz als seine und seiner Truppen Schule bezeichnet: er selbst habe eindringende Erwägungen über alle seine Fehler angestellt und versucht, sie für die Folge zu verbessern.

Von den Fehlern, die er selbst, auf dem Gebiete kriegerischer Praxis noch ein Neuling, begangen hatte, abgesehen, war in der Schlacht namentlich eines mit voller Deutlichkeit hervorgetreten: in demselben Maße, wie sich die preußische Infanterie infolge ihrer unvergleichlichen Schulung durch den alten Dessauer der österreichischen überlegen gezeigt hatte, war die preußische Kavallerie der feindlichen gegenüber als entschieden minderwertig erschienen. „Unsere Infanterie“, so bezeichnet Friedrich selbst diesen Unterschied schneidend scharf, „sind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden; aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt.“

Als bald sann er darauf, diesen Schaden gutzumachen. Als er nach der Einnahme von Brieg (4. Mai) für längere Zeit der Neippergschen, im Gebiet von Neiße stark verschanzten Armee gegenüber auch seinerseits ein festes Lager, erst bei Grottkau, dann bei Strehlen bezog, war seine unermüdlige militärische Tätigkeit vor allem einer gründlichen Reorganisation der Kavallerie gewidmet. Mit Recht hatte er den Hauptfehler darin erkannt, daß die Reiter mit ihren Pferden zu wenig verwachsen waren, daß es ihnen an dem Schneid zu wuchtigem Angriff mit dem gezogenen Säbel in der Faust mangle, daß sie vielmehr zu sehr geneigt seien, den feindlichen Angriff abzuwarten. Demgegenüber suchte er sie mit ihrer eigentlichen Haupt-

aufgabe durch unausgesetzte Reitübungen und Angriffsmanöver vertraut zu machen, und erreichte durch seine eigene beständige Initiative, für die er bei einigen der jüngeren Reiteroffiziere, namentlich dem schneidigen Husarenmajor Zieten, volles Verständnis fand, soviel, daß nach wenigen Wochen schon der Fortschritt deutlich zutage trat. Am 17. Mai bestand Zieten ein erstes ernstliches Zusammentreffen mit den feindlichen Husaren unter Baranyan, der einst in der Rheinkampagne von 1734 sein Lehrmeister gewesen war, in dem Treffen bei Rotschloß so glänzend, daß der feindliche Führer mit Mühe persönlicher Gefangenschaft entging. Im Juli erregte dann die preußische Kavallerie bei einer größeren Übung schon die Aufmerksamkeit und Bewunderung fremder Beobachter. Der König durfte mit seinem Erfolge zufrieden sein.

Militärisch war diese grundlegende Reorganisation der preußischen Kavallerie die wichtigste und aussichtsreichste Wirkung der Schule der Mollwitzer Schlacht. Sonst waren deren rein militärische Folgen nicht sehr erheblich. Das Hauptergebnis des geschickten Vormarsches Neippergs durch die mährischen Gebirgspässe blieb trotz des preußischen Sieges bestehen. Oberschlesien war zunächst von den Preußen aufgegeben, da die Festung Neiße sich hielt und von Neipperg gedeckt wurde.

Um so weittragender und durchgreifender aber war die Wirkung des ersten großen preußischen Sieges auf politisch-diplomatischem Gebiete. Bei allen direkt oder indirekt an der Streitfrage über die österreichische Erbschaft beteiligten Mächten erregte der Sieg des jungen Königs das größte Aufsehen und machte tiefen Eindruck. Hatte man bisher seinen kühnen Angriff auf die für weit überlegene gehaltene österreichische Monarchie für ein unüberlegtes, waghalliges Beginnen gehalten und nicht daran

gezweifelt, daß Österreich, wenn es sich erst gegen den feindlichen Angriff ausreichend gerüstet haben werde, den Markgrafen von Brandenburg schon wieder in seine Marken zurückjagen werde, so erschien jetzt die gesamte Lage mit einem Male in ganz anderem Lichte. Der erste große Erfolg sprach für das kühne Unternehmen und zeigte der erstaunten Welt zum ersten Male, welche gesammelte Kraft in dem bisher gering geachteten preußischen Staate geschlummert habe und nun von dem tatenfrohen jungen Könige zum Leben erweckt worden sei. Die Wirkung war eine ungeheure; die Gesandten aller Staaten stellten sich im Lager des Königs ein, das zum Mittelpunkte der verschiedenartigsten diplomatischen Verhandlungen wurde. Es begann ein wahrer Wettlauf, den jungen Sieger für sich zu gewinnen und nach dem Ausspruche des preußischen Ministers Podewils „seinen Topf mit an das Feuer zu setzen“. Die ganze diplomatische Lage erfuhr eine durchgreifende Veränderung. Die Frage war, ob diese auch auf die Haltung des Wiener Hofes zurückwirken, diesen zu größerer Nachgiebigkeit bestimmen werde. Daß das zunächst nicht der Fall war, lag einmal an der Festigkeit und Standhaftigkeit der jungen Königin Maria Theresia, dann aber an der gründlich verkehrten und allezeit zweideutigen Politik, welche der englische Hof von Anfang an gegenüber dem Konflikt zwischen Preußen und Österreich beobachtet hatte.

König Georg II. von England hatte auf die ersten Eröffnungen, die ihm Friedrich gemacht hatte, zwar keinen Zweifel daran gelassen, daß er sich an seine Garantie der pragmatischen Sanction gebunden erachte, zugleich aber hatte er sich doch zu einer Vermittelung zwischen Preußen

und Oesterreich erboten. Trotzdem aber war er gleichzeitig in den ersten Monaten des Jahres 1741 eifrig bestrebt gewesen, ein großes Angriffsbündnis zwischen England-Hannover, Oesterreich, Holland, Rußland und Sachsen gegen Preußen zustande zu bringen, welches nicht allein auf eine Zurüdtreibung Friedrichs aus Schlesien, sondern geradezu auf eine Aufteilung eines großen Theiles seiner Länder unter die Verbündeten abzielen sollte. Eifrig waren die Boten zwischen den beteiligten Mächten hin und her gegangen; den Mittelpunkt der ganzen, als concert secret bezeichneten Intrige hatte der Dresdener Hof gebildet, von welchem aus das ausführlich ausgearbeitete Projekt einer Teilung der preußischen Länder nach Petersburg gelangte. Da dort in dem Augenblick seines Eintreffens noch der Preußen günstig gesinnte Feldmarschall Münnich am Ruder war, der den Plänen der Verbündeten ablehnend gegenüberstand, so erhielt Friedrich von dort aus durch die Vermittelung seines Gesandten Mardefeld einen Warnungsbericht, der allerdings von der irrigen Annahme ausging, daß der preußenfeindliche Entwurf von Sachsen ausgehe, im übrigen aber authentische Kunde über dessen Art und Wesen enthielt. Der Bericht hatte, als er am 7. März und eine weitere Ergänzung am 15. März eintraf, in dem Minister Podewils die ungeheuerste Aufregung und Besorgnis erweckt. Er, der von Anfang an dem Unternehmen seines königlichen Herrn nur mit ernstestem Bedenken zugestimmt hatte, glaubte jetzt seine schwärzesten Ahnungen erfüllt und schrieb am 15. März geängstigt an Borde: „Die Pandorabüchse ist geöffnet; wir treten in die furchtbarste Krisis, die je über das Haus Brandenburg gekommen ist.“ Auch Friedrich selbst war aufs äußerste empört über die hinterlistigen feindlichen Anschläge, bewahrte aber trotzdem im Gegensatz zu

seinem Minister die volle Klarheit und Ruhe des geistigen Urtheils. Während er mit entschlossener Besonnenheit seine eigenen Gegenmaßregeln erwog und alsbald zum Schutz gegen Hannover und Sachsen ein Heer von 30000 Mann unter dem Fürsten von Dessau in Götting bei Brandenburg aufstellte, ließ er zugleich sofort den französischen Gesandten Valori, der schon seit Mitte Januar den Entwurf zu einer Defensivallianz mit Preußen in der Hand hatte, bisher aber hingehalten worden war, ins Lager kommen, um im Nothfall mit Frankreich abzuschließen. Wußte er doch bereits, daß Frankreich die bayrischen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft und auf den deutschen Kaiserthron unterstützen wolle. Hatte er bisher durch eine mit englischer Vermittelung herbeizuführende Verständigung mit Oesterreich zum Ziele kommen und alsdann Maria Theresia nach den Götterschen Anträgen gegen etwa weiter auftauchende Ansprüche und gegen die antipragmatischen Mächte unterstützen wollen, so zog er jetzt, da er auf Nachgiebigkeit Oesterreichs nicht mehr rechnen zu können schien, ernstlich den entgegengesetzten Weg einer Verbindung mit den antipragmatischen Mächten, namentlich mit Frankreich, in Erwägung, so dringend auch nach wie vor Bodewils vor dem französischen Bündnis warnte, von dem er fürchtete, daß es den König in einen unabsehbaren europäischen Krieg hineinziehen könne.

Tatsächlich aber war die schwerste Gefahr, die ihm von dem concert secret gedroht hatte, bereits vorüber, als er jene Nachrichten aus Petersburg erhielt. Die Aufstellung des starken, die hannoverschen und sächsischen Grenzen unmittelbar bedrohenden Heeres unter Leopold von Dessau hatte im Verein mit der auch in England bereits bekannten Tatsache, daß Frankreich zugunsten Bayerns einzugreifen entschlossen sei, in hohem Grade abkühlend

und ernüchternd auf Friedrichs noch völlig ungerüstete Gegner eingewirkt. Vor allem war England dadurch zu völliger Überraschung der Genossen des zu gründenden geheimen Teilungsbundes zu einer völlig veränderten Haltung veranlaßt worden. Als am Tage der Schlacht von Mollwitz die Diplomaten der beteiligten Mächte in Dresden zusammentraten, um den Bund zum Abschluß zu bringen, trat der englische Gesandte Villiers ganz unerwartet mit der Erklärung hervor, daß sein königlicher Herr aus „gewichtigen Gründen“ sich anders, und zwar zu einer Vermittelung zwischen Preußen und Oesterreich entschlossen habe. Das Teilungsprojekt stellte sich damit als ein totgeborenes Kind heraus, und der Eindruck des preußischen Sieges von Mollwitz trug das Seinige dazu bei, die Spinnweben der gegnerischen Teilungsgelüste endgültig zu zerreißen.

Bestehen aber blieb bei Friedrich ein tiefgewurzelttes Mißtrauen gegen die englische Politik, deren Doppeltzungigkeit nach diesem plötzlichen Wandel dieselbe blieb wie vorher. Zwar ließ sich Friedrich zum Schein die Vermittelungsbestrebungen seines englischen Oheims gefallen, deren charakteristische Eigentümlichkeit darin bestand, daß Georg II. in seinen Eigenschaften als König von England und als Kurfürst von Hannover durch gesonderte Gesandte, den englischen Lord Hyndford und den hannoverschen Geheimen Rat Schwichelt, verhandeln ließ, von denen der eine seine Instruktionen vor dem anderen aufs peinlichste geheimzuhalten angewiesen war. Aber das Vertrauen auf einen Erfolg dieser Vermittelung hatte Friedrich um so mehr verloren, als der König von England in seiner Thronrede vom 19. April seine Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion aufs nachdrücklichste betonte und zu diesem Zweck vom Parlament eine

Subsidienbewilligung von 300000 Pfund Sterling verlangte und bewilligt erhielt. Mit Recht sagte sich der König, daß Maria Theresia sich zur Nachgiebigkeit gegen ihn durch England auf keinen Fall bestimmen lassen werde, wenn sie zugleich von derselben Macht für den Fall ihrer Unnachgiebigkeit Unterstützung an Truppen und Geld zugesichert erhielt. Friedrich wahrte sich daher das volle Recht der absoluten Selbständigkeit und Initiative, indem er in fester Haltung den englischen Vermittelungsbestrebungen, für die er als Grundlage die Abtretung Niederschlesiens mit Breslau formulierte, gegenüberstand und sich zugleich den entgegengesetzten Weg des Anschlusses an Frankreich offen hielt. Eben jetzt (Ende April, Anfang Mai) war der am meisten zum Kriege drängende französische Staatsmann, der Marschall v. Belleisle, von Dresden aus in das preußische Lager gekommen. Und da der von Lord Hyndford nach Wien entsandte Kurier mit einer völliger Ablehnung gleichkommenden Antwort am 28. Mai ins preußische Lager zurückkehrte, so schloß Friedrich unmittelbar darauf das ihm von Frankreich angetragene Bündnis vom 5. Juni ab, welches der Form nach ein Defensivbündnis auf 15 Jahre war, seine eigentliche Bedeutung aber erst durch die geheimen Separatartikel erhielt. In diesen garantierte Frankreich dem Könige Niederschlesien mit Breslau, versprach energische Unterstützung Bayerns durch ein Hilfskorps und eine zweite, in Nordwestdeutschland aufzustellende Armee und verpflichtete sich, Schweden zum Kriege gegen Rußland zu veranlassen, damit dieses nicht in den Krieg Österreichs gegen Preußen eingreifen könne. Dagegen verzichtete Friedrich seinerseits auf seine Jülich-Bergischen Ansprüche zugunsten der Pfalz, aber erst, wenn er im ruhigen, von Österreich anerkannten Besitz von Niederschlesien mit Bres-

lau sei, und versprach außerdem, die Kaiserwahl Karl Alberts von Bayern zu unterstützen. Damit waren fast alle erheblichen Leistungen auf Seiten Frankreichs, während Friedrich seinerseits nur auf die Jülich-Bergischen Ansprüche verzichtete, dafür aber jetzt dem antipragmatischen System und der bayrischen Kaiserpartei beitrug, an den Krieg Bayerns und Frankreichs mit Oesterreich aber seinerseits von dem Augenblicke an nicht mehr gebunden war, in welchem Oesterreich ihm die von ihm beanspruchten schlesischen Gebiete abtrat.

Das Bündnis wurde zunächst nach gegenseitiger Vereinbarung völlig geheim gehalten, bis Frankreich mit seinen militärischen Operationen begonnen haben würde, auf deren Beschleunigung Friedrich nachdrücklich bestand. So konnten die englischen Vermittelungsbestrebungen, die jetzt der englische Gesandte in Wien, Lord Robinson, in die Hand nahm, ruhig weitergehen; freilich ebenso ergebnislos wie vorher, da die Anerbietungen Maria Theresias so lächerlich, anfangs geradezu beleidigend gering waren, daß Friedrich sie mit Entrüstung und rückhaltloser Schärfe zurückwies und den englischen Vermittler Robinson schließlich gar nicht mehr empfangen wollte, sondern bedeuten ließ, daß er in 24 Stunden abreisen solle. Als aber endlich gar das Geheimnis des preussisch-französischen Bündnisses sich lüftete, da sanken beim Eintreffen der Nachricht hiervon die zu einer Sitzung versammelten, bisher so hartnädigen österreichischen Minister nach dem Berichte eines Augenzeugen entsezt in ihre Sessel zurück.

Der Schwerpunkt der europäischen Politik hatte sich seit der Schlacht von Mollwitz so mehr und mehr in das Lager des Königs von Preußen verlegt, der als Staatsmann wie als Feldherr in stets wachsendem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Die fremden

Gesandten wurden nicht müde, Schilderungen der erstaunlichen Beobachtungen, die sie an diesem Hofe machten, ihren heimischen Höfen zu entwerfen. Wie ganz anders ging es doch hier her als an dem prunksüchtigen Hofe Ludwigs XV. in Versailles und seiner größeren und kleineren Nachahmer. Von Hofzeremoniell und Etikette war hier wenig zu spüren. Alles trug vielmehr den Charakter fast spartanischer Einfachheit. Der König, der in seinem Zelte stets inmitten seiner Truppen lebte, unterschied sich äußerlich in seiner einfachen, knappen, blauen Uniform durch nichts als durch den großen Ordensstern von jedem anderen Offizier. In frühester Morgenstunde erhob er sich, um den ganzen Tag in angestrengtester Arbeit zu verbringen, die sich nicht auf die Oberleitung des Ganzen beschränkte, sondern auch den scheinbar unbedeutenden Einzelheiten vollste Aufmerksamkeit widmete. Er ritt selbst die Vorposten des Lagers ab, inspizierte unermüdet die Truppen und überwachte alle militärischen Maßregeln. Zugleich aber gingen alle politisch-diplomatischen Weisungen unmittelbar von ihm selbst aus. Wie erstaunten die fremden Diplomaten an seinem Hofe über die kühne Unersehrodenheit und stolze Selbständigkeit seines Auftretens! Wie befremdlich mußte es ihnen erscheinen, wenn Friedrich den englischen Vermittelungsgesandten, als er ihm feindliche Maßregeln auch nur anzudeuten schien, mit den Worten anherrschte: „Nur keine Drohungen, Herr, wenn ich bitten darf, keine Drohungen.“ Man begann zu merken, daß ein neuer Geist in die Leitung der preußischen Politik eingezogen sei.

Auch den neuen Verbündeten, den Franzosen, blieb es nicht verborgen. Friedrich hatte von vornherein keinen Zweifel daran gelassen, daß er sich an seinen Vertrag mit Frankreich nur gebunden erachten werde, wenn dies die übernommenen Verpflichtungen pünktlich und schnell erfülle.

Als die französischen Rüstungen sich verzögerten und die schwedische Kriegserklärung an Rußland auf sich warten ließ, erklärte der König dem französischen Gesandten Valori, daß der Vertrag null und nichtig sei, wenn er nicht genau gehalten werde; dem bisher allmächtigen Leiter der französischen Politik, Cardinal Fleury, selbst aber schrieb er, er solle nicht glauben, daß es genug sei, durch seine Bundesgenossen den Krieg zu führen; es gebe in der Politik Augenblicke, die, wenn man sie sich entgehen lasse, nie wiederkehren. Zugleich beehrte er sich, dem Marschall Belleisle den Entwurf eines Feldzugsplanes vorzulegen, der an Kühnheit und Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Belleisle gab sich in der That alle Mühe, am französischen Hofe für größere Beschleunigung der Rüstungen zu wirken. Aber Friedrich begann mißtrauisch zu werden, als Belleisle zugleich mit der Ankündigung, daß am 15. August 20000 Franzosen in Bayern, ebenso viele an der Mosel stehen würden, auf Beschleunigung der Kaiserwahl drang, also den Lohn für die zukünftigen Leistungen der Franzosen gleichsam im voraus verlangte.

Sein Mißtrauen wurde durch die Entwidlung der französisch-bayrischen Operationen eher vermehrt als vermindert. Mit Recht drang er darauf, daß das Ziel derselben die österreichische Hauptstadt Wien selbst sein müsse, die dem Angriffe schutzlos preisgegeben sei, da das einzige zurzeit zur Verfügung stehende Heer, das Neippergsche, durch ihn in Schlesien festgehalten werde. Man müsse die Römer in Rom angreifen. Aber wie wenig entsprach das Vorgehen des bayrischen Heeres den kühnen Plänen des preußischen Königs! Zwar wurden die Operationen endlich am 31. Juli mit der Einnahme Passaus eröffnet, und gleichzeitig überschritt das Bayern von Frankreich gestellte Hilfskorps am 15. August den Rhein. Ein zweites in

Nordwestdeutschland auftretendes französisches Heer aber flößte dem englischen Könige eine so heilsame Angst für sein Kurfürstentum Hannover ein, daß er sofort in würdiger Weise seine bisherige Haltung aufgab, mit Preußen und Frankreich zu verhandeln begann und um den Preis der Neutralität seines Kurfürstentums zu der bayrischen Kaiserpartei übertrat, d. h. versprach, seine Stimme dem Kurfürsten Karl Albert zu geben. Aber der weitere Fortgang der Operationen schien offenbar darauf hinzudeuten, daß Frankreich allzu große Erfolge des von ihm unterstützten bayrischen Heeres gar nicht wünsche. Zwar rückte dieses Heer in Oberösterreich ein und drang zunächst bis Linz vor (14. September), so daß der Wiener Hof nach Preßburg zurückwich, wo Maria Theresia am 11. September durch Bewilligung der lange verweigerten ungarischen Forderungen auf dem Reichstage enthusiastische, aber sehr schnell wieder verpuffende Begeisterung erweckte. Die Bewilligung des Aufgebotes der Komitate, der sogenannten „Insurrektion“, brachte für den Augenblick sicherlich keine ausreichende Hilfe. Der Weg nach Wien lag völlig frei vor dem bayrisch-französischen Heere, aber der weitere Vormarsch erfolgte nicht, so energisch der von Friedrich an den bayrischen Kurfürsten entsandte General Schmettau ihn anriet. Schmettau erkannte ganz richtig, daß die Gründe für die Unterlassung des Angriffs auf Wien und für den Plan, sich vielmehr nach Böhmen zu wenden, Prag zu erobern und sich dort die böhmische Königskrone zu erringen, wesentlich politischer Art und von Frankreich eingegeben waren, das den Kurfürsten von Bayern nicht zu mächtig werden lassen, sondern in der Hand behalten wollte. Schmettau berichtete darüber dem Könige, die Absicht der französischen Politik sei offenbar, drei oder vier mittlere Mächte zu haben und keine von

ihnen so weit emporkommen zu lassen, daß sie Frankreich die Stirn bieten könnte, wie es ehemals das Haus Oesterreich gethan. Dafür schien in der That auch das weitgehende Entgegenkommen zu sprechen, welches Frankreich Sachsen gegenüber an den Tag legte, um es zum Übertritt zur französisch-bayrischen Partei zu vermögen. Es gelang in der That, diesen Staat, der eine Zeitlang aufs eifrigste an den gegen Preußen gerichteten Teilungsplänen mitgewirkt hatte, zu den Gegnern Oesterreichs herüberzuziehen; aber es erhielt dafür so weitgehende territoriale Zugeständnisse aus den jetzt zu verteilenden österreichischen Ländern, daß dies französische Entgegenkommen gegen den bisher feindlichen Staat Friedrich zu dem erzürnten Ausspruch veranlaßte: „Muß man denn euer Feind sein, um von euch begünstigt zu werden?“

Friedrich aber, der soeben im August einen neuen Erfolg durch die durch Überraschung erfolgte Einnahme der bisher „neutralen“, tatsächlich aber häufig mit Oesterreich konspirierenden schlesischen Hauptstadt Breslau errungen hatte (10. August), war ebensowenig geneigt, die Anstrengungen des Feldzugs noch weiter auf seine und seines Heeres Schultern allein zu nehmen, als die politischen Nebenabsichten Frankreichs zu fördern und so das österreichische Joch mit dem französischen zu vertauschen. Noch hatte er nicht alle Brücken einer Verständigung mit Oesterreich abgebrochen, welches jetzt unter dem Druck seiner äußerst bedrängten Lage in höherem Grade als bisher zur Nachgiebigkeit bereit war. Die früheren, durch England geführten Verhandlungen waren nicht allein an der zu geringen Höhe der österreichischen Anerbietungen, sondern vor allem auch daran gescheitert, daß Oesterreich stets Übertritt auf seine Seite, Garantie der pragmatischen Sanction, Unterstützung gegen die bisherigen Bundesgenossen Preu-

bens durch ein Hilfskorps von 10000 Mann gefordert hatte, d. h. jetzt noch unter ganz veränderten Verhältnissen die ursprünglich vom Könige durch Gotter gemachten Anerbietungen erfüllt zu sehen wünschte. Unter dieser Bedingung hatte sich Maria Theresia unter dem Eindruck des bayrisch-französischen Einmarsches in Oberösterreich am 8. September endlich erboten, Niederschlesien mit Breslau an Friedrich abzutreten. Wenige Monate vorher, vor dem Abschlusse des Bundes mit Frankreich, hatte Friedrich selbst genau denselben Vorschlag gemacht. Jetzt konnte er ihn nicht mehr annehmen, ohne an seinen jetzigen Bundesgenossen zum Verräter zu werden. Er mußte vielmehr erklären, daß, was zu einer Zeit gut und möglich sei, es nicht auch zu einer anderen sei; die Königin werde sich jetzt entschließen müssen, die ganze Härte ihres Schicksals zu ertragen.

Allein eben um diese Zeit wurde sein Mißtrauen gegen die zweideutige Haltung seines französischen Verbündeten aufs neue erregt und verstärkt. Schmettau berichtete ihm, daß der französische General Beauvau bei einem in München abgehaltenen Kriegsrate sich die Worte hatte entchlüpfen lassen: „Wenn wir den Kurfürsten von Bayern zum Herrn Wiens machen, werden wir nicht mehr seine Herren sein.“

In diesem neuerwachten Mißtrauen gegen seine Verbündeten entschloß er sich ganz im geheimen, seinerseits die Initiative zu Unterhandlungen mit Osterreich zu ergreifen, wozu er sich um so mehr berechtigt halten durfte, als er von Verhandlungen zwischen Osterreich einerseits und Frankreich und Bayern anderseits Kunde erhielt. Auf die bisherigen österreichischen Anerbietungen einzugehen, d. h. auf die österreichische Seite überzutreten, hielt er mit Recht für unehrenhaft. Aber die Doppelzüngigkeit und

Unzuverlässigkeit Frankreichs durch ein vorläufiges Neutralitätsabkommen zu erwidern, dazu hielt er sich für berechtigt. Und so entschloß er sich zu dem politisch wie militärisch gleich bedenklichen Schritte, dem Wiener Hofe im tiefsten Geheimnis, in das selbst Podewils und Eichel nicht eingeweiht wurden, eine Art von Waffenstillstand anzubieten, durch welchen Neipperg in die Lage versetzt würde, aus Schlessien abzumarschieren und sich gegen Frankreich und Bayern zu wenden, wogegen ihm Österreich Niederschlessien mit Neisse bis zu einem endgültigen Friedensschlusse abtreten und Winterquartiere in Oberschlessien und Böhmen einräumen solle. Der dahingehende Vertrag sollte nicht in offiziellen Formen abgeschlossen und — das war die unbedingte Voraussetzung seiner Gültigkeit — völlig geheim gehalten werden. Die Vorverhandlungen wurden durch den Flügeladjutanten des Königs, v. der Goltz, erst mit dem englischen Gesandten Hyndford, dann mit dem österreichischen Marschall Neipperg gepflogen. Wiederholt gingen die Kuriere zwischen Schlessien und Preßburg hin und her. Auf beiden Seiten zeigten sich noch mancherlei Schwierigkeiten. Im letzten Stadium scheint für Friedrich die Nachricht entscheidend gewesen zu sein, daß der Kurfürst von Bayern trotz aller Abmahnungen seinerseits Österreich verlassen und nach Prag marschieren wolle. Darauf kam dann am 9. Oktober 1741 auf dem dem Grafen Heinrich v. Starhemberg gehörigen Schlosse Kleinschnellendorf jene eigentümliche Konvention zustande, die kaum ihresgleichen in der Geschichte hat, weder als Vertrag, noch als Präliminarfriede, noch eigentlich als Waffenstillstand bezeichnet werden kann, ja nicht einmal offiziell schriftlich abgeschlossen, sondern nur von dem Unterhändler Lord Hyndford auf Grund der mündlichen Verhandlungen in Form eines Protokolls schriftlich fixiert,

aber von keinem der abschließenden Teile auch nur unterzeichnet worden ist. Der Inhalt bewegte sich im wesentlichen auf der von dem Könige vorgezeichneten Grundlage: Friedrich nimmt Neiße durch eine Scheinbelagerung; der Kommandant kapituliert nach 14 Tagen, die Garnison zieht mit allen militärischen Ehren ab. Nach der Einnahme von Neiße wird Friedrich weder gegen Österreich noch gegen England-Hannover offensiv vorgehen; Neipperg wird dann nach Mähren abziehen, während ein Teil der preußischen Armee in Oberschlesien Winterquartiere unter gewissen Beschränkungen bezieht. Friedrich verpflichtet sich aber, dort weder Rekrutierungen noch Kontributionen vorzunehmen. Er verspricht, nie mehr als Niederschlesien mit Neiße von der Königin zu verlangen. Darüber wird man versuchen, bis Ende Dezember zu einem endgültigen Vertrage zu kommen, in welchem die Königin in die Abtretung von Niederschlesien mit Neiße willigen wird. Um die unbedingt ausgemachte Geheimhaltung zu ermöglichen und die Bundesgenossen Friedrichs von der Existenz des Vertrages nichts ahnen zu lassen, werden die Feindseligkeiten zum Schein fortgesetzt werden.

Der Vertrag mit seinem wunderlichen Gemisch von militärischen Abmachungen und politischen, doch stark in der Luft schwebenden Versprechungen ist in seiner Art ein Monstrum. Dazu war fast der ganze augenblickliche Vorteil — und nur dieser kam bei der Unbestimmtheit der politischen Versprechungen in Frage — auf Österreichs Seite, welches durch den Abschluß desselben aus einer geradezu verzweifelten militärischen Lage gerettet wurde, indem es sein einziges leistungsfähiges Heer zur Verfügung gegen die französischen und bayrischen Angreifer erhielt. Wie aus Neippergs eigenen Äußerungen deutlich erhellt, wären Friedrich die ausbedungenen militärischen Vorteile, Ein-

nahme von Neiße und Winterquartiere in Oberschlesien, auch ohne den Vertrag zugefallen, da Neipperg sich nicht lange mehr hätte halten können, zumal Maria Theresia gar nicht hätte vermeiden können, einen Teil seines Heeres aus Schlesien abzuberofen. Die politischen Abmachungen aber waren bedeutungslos, sobald bis Dezember kein endgültiger Vertrag zustande kam, was um so unwahrscheinlicher wurde, je mehr Maria Theresia durch den Vertrag freie Hand und die Möglichkeit weiterer Rüstungen erhielt.

Man wird also nicht umhin können, den Vertrag politisch wie militärisch als einen schweren, im Ärger über das Verhalten der Franzosen und in Übereilung begangenen Fehler Friedrichs zu bezeichnen, der ihn obendrein noch, wenn das Geheimnis offenbar wurde, unzweifelhaft in ein schiefes Licht der Unzuverlässigkeit und Doppeltzüngigkeit setzen und seinem Ansehen schaden mußte. Sein Vorgehen ist nur zu erklären aus seinem Bestreben, seinen zweideutigen Bundesgenossen wie seinen Gegnern zu zeigen, daß er es auch in den Künsten heimlichen politischen Intrigenspiels mit ihnen aufnehme. Als besonders glücklich wird man aber diesen Versuch kaum bezeichnen können. Denn das versteckte und heimliche Vorgehen des Königs mußte natürlich das Vertrauen der Mächte in die Zuverlässigkeit seiner Politik erheblich erschüttern, wiewohl diese im großen und ganzen nach nicht wesentlich anderen Grundsätzen zu handeln pflegten.

Eine irgendwie dauernde Wirkung hat das Abkommen von Kleinschnellendorf jedenfalls nicht gehabt. Wirklich durchgeführt wurden nur seine rein militärischen Abmachungen. Wie verabredet, fiel nach vierzehntägiger Scheinbelagerung die Festung Neiße in Friedrichs Hände. Neipperg aber zog mit dem einzigen zurzeit kriegstüchtigen

Heere Oesterreichs über die schlesischen Grenzgebirge hinüber nach Mähren, den anderen Feinden der ungarischen Königin entgegen.

Diese hatten sich inzwischen, den französischen Ratschlägen entsprechend, unter Zurücklassung eines kleineren Korps unter Ségurs Leitung von Oesterreich ab nach Böhmen gewandt. Dort sammelten sich nunmehr die Truppen Oesterreichs unter Neipperg und Lobkowitz auf der einen, die französischen, bayrischen und endlich auch die sächsischen auf der anderen Seite zu feindlichem Aufeinanderstoß, während die preußischen unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau in die Grafschaft Glatz und dann ebenfalls nach Böhmen, unter dem Feldmarschall Schwerin nach Oberschlesien in die Winterquartiere zogen.

Schon hierbei kam es zu mancherlei Differenzen zwischen den beiden Mächten, welche soeben den Kleinschnellendorfer Vertrag geschlossen hatten, über die Ausdehnung der von Preußen zu beziehenden Quartiere. Sehr bald aber, ja schon zu der Zeit, in der die militärischen Abmachungen durchgeführt wurden, trat immer deutlicher hervor, daß das sonderbare Abkommen nicht von Dauer und Bestand sein werde. Denn das streng als Grundbedingung ausbedungene Geheimnis blieb tatsächlich nicht gewahrt, konnte wohl auch schwerlich ganz gewahrt werden, da schon die veränderte diplomatische Haltung es selbst dann offenbart hätte, wenn der österreichische Hof es nicht in seinem Interesse für zweckmäßig gehalten hätte, es an den verschiedensten Stellen verlautbaren zu lassen, um dadurch die übrigen Gegner zu schrecken. Friedrich war über diesen Bruch des Geheimnisses aufs äußerste empört. „Der König ist in einem schrecklichen Zorn,“ schreibt Goltz an Hyndford; die Königin müsse sich beeilen, wenn sie zu einer endgültigen Verständigung ge-

langen wolle; ihre Schäferstunde sei gekommen. „Entweder jetzt oder niemals.“ Der König selbst aber ließ, wie er vorher schon gedroht hatte, das Abkommen von Schnelldorf geradezu dementieren und geriet dadurch nach beiden Seiten in eine schwierige und schiefe Stellung. Gebunden erachtete er sich von vornherein nicht mehr an jenes Abkommen, nachdem die Geheimhaltung nicht beobachtet war. Er meinte, wieder völlig freie Hand zu haben und sich nach dem Verlauf der Ereignisse entscheiden zu können.

Demgemäß trat er zunächst am 1. November, um das Mißtrauen seiner bisherigen Verbündeten zu überwinden, dem zwischen Bayern und Sachsen am 29. September geschlossenen Teilungsvertrage über die österreichischen Länder bei und ließ sich darin nach manchen scharfen Auseinandersetzungen auch die Grafschaft Glatz zusprechen und garantieren. Da diese aber, die den Schlüssel zu seiner schlesischen Eroberung bildete, bisher zu dem bayrischen Anteil an der österreichischen Erbschaft gerechnet worden war, so sicherte er sich durch einen besonderen Vertrag mit Bayern vom 4. November die Zustimmung des Kurfürsten von Bayern und bedang sich von ihm, als dem zukünftigen Kaiser, noch eine Reihe reichsrechtlicher Vergünstigungen aus.

Wenige Tage darauf ließ sich der Eroberer Schlesiens in der Hauptstadt des Landes feierlich huldigen (7. November). Als bald danach aber begann er mit seinen organisatorischen Maßregeln für die neue Provinz, welche deren reiche Hilfskräfte in ganz anderer Weise als unter dem lässigen österreichischen Regimente den Bedürfnissen des Staates dienstbar, dabei aber zugleich durch eine weise Verwaltung, durch umsichtige Maßnahmen zur Hebung des Landes und durch eine gerechte Verteilung der Lasten die Bevölkerung leistungsfähiger und opferwilliger machten.

Die alte, noch auf einem Kataster des 16. Jahrhunderts beruhende Steuerverfassung wurde in einer den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Weise umgestaltet, der veralteten und verrotteten Verwaltung der privilegierten Stände entzogen und straff monarchisch organisierten Behörden nach dem Muster der übrigen preussischen Provinzen unterstellt; in der Hauptstadt selbst trat an die Spitze des Rates ein vom Könige eingesetzter Ratsdirektor, während im übrigen möglichst schonend gegenüber den Einrichtungen und Gewohnheiten des Landes verfahren wurde.

Danach begab sich der König nach Berlin zurück, um dort mit wachsamem Auge den weiteren Verlauf des Krieges zu verfolgen und sehr bald zu gewahren, daß sein durch den Kleinschnellendorfer Vertrag herbeigeführtes Ausscheiden aus der Reihe der unmittelbar Kriegführenden nur von ganz kurzer Dauer sein werde. Möglich, daß er für den Fall, daß Neippergs freigewordenes Heer seinen bisherigen Verbündeten sofort eine ernste Niederlage beigebracht hätte, zu einem auf Grund der Kleinschnellendorfer Verabredungen zu vereinbarenden Frieden mit Oesterreich sich entschlossen hätte, um seine bisher errungenen Vorteile sicherzustellen. Allein auch dann wäre es zweifelhaft gewesen, ob die in jenem Abkommen für den Dezember in Aussicht genommene endgültige Verständigung mit Oesterreich zustande gekommen wäre, da der von dem englischen Vermittler Lord Hyndford vertretene österreichische Entwurf eines eventuellen Friedensvertrages u. a. Übertritt zur österreichischen Partei in bezug auf die bevorstehende Kaiserwahl verlangte, und da auf der anderen Seite Maria Theresia, wie Friedrich nicht unbekannt war, auch nach dem Kleinschnellendorfer Vertrage auf Verhandlungen mit Frankreich keineswegs verzichtete, also

auch ihrerseits sich freie Hand wahrte. Den Ausschlag aber gab, daß die verbündeten Sachsen, Franzosen und Bayern tatsächlich zunächst von Meipberg und Lobkowitz nicht geschlagen wurden, sondern in der Nacht vom 25. auf den 26. November die böhmische Hauptstadt Prag durch einen förmlichen Sturm einnahmen, ehe das jetzt unter dem Großherzog Franz langsam zum Entsatz anrückende österreichische Heer eintraf. Dazu kam dann noch die Nachricht von dem in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember in Rußland auf gewaltsame Weise herbeigeführten Thronwechsel, der die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, auf den Thron brachte und bei deren Hinneigung zu Frankreich die Lage für die Gegner Österreichs noch günstiger zu gestalten schien. Zehn Tage nach diesem Ereignis sagte sich Friedrich durch eine förmliche Mitteilung an Lord Hyndford von dem Kleinschnellendorfer Abkommen los, wobei ihm die Preisgebung des Geheimnisses wohl schon mehr als Vorwand wie als Ursache diente. Hyndford aber, der über dieses Verhalten Friedrichs in hohem Grade verstimmt war und es dem früher von ihm sehr bewunderten Könige niemals vergessen und vergeben konnte, berichtete entrüstet an seinen Hof: „Kurz, man kann mit diesem Könige nichts anfangen, solange seine Unternehmungen von solchem Erfolge begleitet sind.“

Daß diese Erfolge aber nur die seinigen waren, daß sie nicht auf seinem Bündnisse mit anderen Gegnern des Hauses Österreich beruhten, zeigte sich sehr bald. Die kriegerischen Erfolge seiner Verbündeten waren mit der Einnahme der böhmischen Hauptstadt, in der sich der bayrische Kurfürst alsbald zum Könige von Böhmen ausrufen und krönen ließ, erschöpft. Von da an wandte sich das Kriegsglück in Böhmen wie an der Donau alsbald zugunsten der Österreicher, die, von ihrer jugendlichen und

tatkräftigen Königin zu den rühmlichsten Anstrengungen angefeuert, eine erheblich größere Widerstandskraft entfalteten, als man in den Kreisen der Verbündeten Friedrichs angenommen hatte. Und nun fing es an, sich zu zeigen, welcher verhängnisvolle Fehler es gewesen war, daß Franzosen und Bayern den Rat des preußischen Königs, direkt gegen das damals unverteidigte Wien zu marschieren, nicht befolgt hatten. Dadurch wie durch das Kleinschnellendorfer Abkommen Friedrichs gewann Osterreich Zeit, Atem zu schöpfen und Kräfte zu sammeln. Die von den Ungarn „ihrem Könige“ Maria Theresia bewilligte „Insurrektion“ brachte eine große Anzahl, wenn auch zumeist irregulärer, Truppen zusammen, aus Italien wurde ein Teil der dortigen Regimente herangezogen und so neben dem in Böhmen stehenden Heere, dessen Oberbefehl nunmehr dem Schwager der Königin, Herzog Karl von Lothringen, übertragen wurde, ein zweites in Osterreich selbst zusammengezogen. Während nun das böhmische Heer sich in einer festen Stellung zwischen Deutschbrod, Budweis, Tabor und Pisek zwischen das in Prag stehende feindliche Heer und das in Osterreich zurückgelassene Korps Ségurs einschob und beide voneinander trennte, ging der zum Oberbefehlshaber des zweiten Heeres in Osterreich ernannte Feldmarschall Graf Rhevenhüller alsbald energisch zur Offensive über, die sich naturgemäß zunächst gegen das jetzt völlig isolierte und verhältnismäßig schwache Korps Ségurs wandte und dieses sehr schnell bis Linz zurückdrängte. Am 8. Januar nahmen Rhevenhüllers Vortruppen die Grenzfeste Schärding ein und marschierten in die bayrischen Stammlande des soeben zum Könige von Böhmen gekrönten Kurfürsten Karl Albert, der sich alsbald hilfesehend an den König von Preußen wenden mußte. Am 23. Januar kapitulierte Ségur in Linz, und

an demselben Tage, an welchem der neue böhmische König in Frankfurt a. M. unter dem Protektorate Friedrichs und Frankreichs die heißersehnte, aber für seine schwachen Schultern viel zu schwere Last der deutschen Kaiserkrone erlangte (24. Januar 1742), nahmen seine Feinde Passau ein; und während er wenige Wochen später bei Gelegenheit seiner Kaiserkrönung am Main die rauschendsten Festlichkeiten feierte, nahmen die Truppen Rhevenhüllers seine bayrische Hauptstadt in Besitz. Der König von Böhmen und Kaiser von Deutschland war bis auf wenige feste Plätze seines Stammlandes verlustig.

Konnte Friedrich, nachdem er einmal entschlossen war, sich von der Kleinschnellendorfer Abkunft loszusagen und bei seinen bisherigen Verbündeten auszuharren, einen Augenblick zögern, jenen Hilferufen des unter seinem überwiegenden Einflusse gewählten deutschen Kaisers Folge zu leisten? Augenblicklich erklärte er sich bereit, es zu tun, mehr zu tun, als Karl Albert erbeten hatte. Hatte der Kaiser nur darum gebeten, daß Schwerin, der inzwischen von Oberschlesien aus in Mähren eingerückt war, angewiesen werde, im Verein mit den Sachsen und einem Korps unter Polastron nach Jglau vorzudringen, um dem damals noch in Linz eingeschlossenen Korps Ségurs Entsatz zu bringen und dem Vordringen Rhevenhüllers ein Ziel zu setzen, so beschloß der König alsbald, diese Aufgabe einer kraftvollen Diversion gegen Mähren im größten Maßstabe selbst in die Hand zu nehmen. Aber eines verlangte er: daß das kombinierte Heer, welches diese Diversion nach Mähren ausführen sollte, unter seinem alleinigen Kommando stehe; „denn“, so schrieb er an den französischen Marschall Belleisle, „der König von Preußen muß das Kommando haben, wo immer er sich befindet.“ Um dies zu erreichen, beschloß er, von Berlin aus über Dresden

zur Armee zu gehen, um von dem sächsisch-polnischen Könige die Unterstellung der sächsischen Truppen unter sein Kommando zu erlangen. Mit Mühe gelang es ihm, dies Zugeständnis von dem indolenten, vergnügungssüchtigen Könige August zu erreichen, der selbst in diesem ernstesten Momente die mit Friedrich persönlich geführten Verhandlungen sofort abbrach, als ihm sein Minister Graf Brühl meldete, daß die Oper beginne. „Wären zehn Königreiche zu erobern gewesen, sie hätten ihn nicht zurückzuhalten vermögen,“ so äußerte sich Friedrich ingrimmig über dieses klägliche Verhalten des Monarchen, dem nach dem Teilungsvertrage das Königreich Mähren zufallen sollte, dessen gemeinsame Eroberung ihm Friedrich jetzt vorschlug.

Diese klägliche Haltung des Königs von Polen aber übertrug sich sofort auch auf die Führer der sächsischen Truppen, deren Kommando Friedrich für sein mährisches Unternehmen überlassen wurde. Kaum hatte er den Oberbefehl über sie und das französische Korps übernommen, so begannen die beständigen Schwierigkeiten, die ihm als dem souveränen Herrscher seines einheitlich und straff organisierten preußischen Heeres bisher unbekannt geblieben waren. Recht eigentlich hieran wie an der völligen Unfähigkeit des alten und verbrauchten französischen Marschalls Broglie, der eben jetzt an die Stelle des nach der Einnahme von Prag sehr zur Unzeit von dem Heerbefehl abberufenen tatkräftigen Marschalls Belleisle getreten war, ist das kühn und groß gedachte mährische Unternehmen Friedrichs in der Hauptsache gescheitert.

Freilich kamen noch eine Reihe anderer widriger Umstände hinzu. Vor allem war einer der Hauptzwecke des Vorstoßes nach Mähren, den der König sofort im Anschlusse an seinen Aufenthalt in Dresden unter beständigen

Gegenwirkungen der sächsischen und französischen Heerführer von Ende Januar an ins Werk setzte, von vornherein unerreichbar. Der Entsatz Ségurs war durch dessen Kapitulation bereits unmöglich geworden, als der König am 28. Januar 1742 in Olmütz eintraf. Immerhin blieb noch die andere wichtige Aufgabe, den in Bayern eingedrungenen Grafen Rhevenhüller von weiteren Erfolgen dort abzuhalten. Dieser Zweck wurde wenigstens teilweise erreicht, indem Rhevenhüller von dem durch das erneute Vordringen Friedrichs aufs äußerste erschrockten Wiener Hofe angewiesen wurde, einen erheblichen Teil seiner Truppen aus Bayern zur Deckung der österreichischen Erblande zurückzuschicken. Aber Friedrichs Absichten waren weiter gegangen: er hatte einen Stoß ins Herz der Feinde bezweckt, „wie ihn die Römer ausführten, als sie, um Hannibal aus Italien zu vertreiben, Afrika angriffen“. Als er am 14. Februar wirklich bis Iglau vorgerückt war und die dort aufgestellten Österreicher zu schleunigem Rückzuge nach Neuhaus veranlaßt hatte, stand er drei große Märsche näher an Wien, als die österreichische Hauptarmee; wenige Tage später rückte er bis Znaim an der Grenze von Niederösterreich vor; einzelne Korps seines Heeres überschritten die Grenze, und Zieten drang mit seinen Husaren bis in die unmittelbare Nähe Wiens vor und verursachte in der österreichischen Hauptstadt panischen Schrecken. Aber die Hauptsache, die Eroberung von Mähren selbst, ohne die ein energisches Vorgehen des preußischen Gesamtheeres nach Österreich aus Rücksichten der Verpflegung nicht möglich war, wollte nicht gelingen. Der Kommandant der Festung Brünn, der von der Verteidigung Reißes her berühmte Oberst Roth, leitete jetzt mit gleicher Energie die Verteidigung dieser mährischen Festung und bereitete dem preußischen Könige so große

Schwierigkeiten, daß er schließlich an dem Erfolge des Unternehmens verzweifelte, zumal die Franzosen das Polastronsche Korps abberiefen und den dringenden Wunsch aussprachen, auch das sächsische Heer mit dem ihrigen vereinigt zu sehen. Es geschah in der durch eine Scheinbewegung der österreichischen Armee hervorgerufenen Meinung, daß diese in ihrer Gesamtheit das französisch-bayrische Heer anzugreifen im Begriff stehe. Friedrich aber, der dieser Nachricht zwar nicht traute, sondern richtig vermutete, daß das österreichische Heer vielmehr gegen ihn selbst nach Mähren zu marschieren befehligt sei, benutzte doch jenen Wunsch der französischen Heeresleitung als erwünschten Vorwand, um sich aus dem immer hoffnungsloser gewordenen mährischen Unternehmen herauszuziehen. Schon am 11. Februar hatte er, verbittert über die Haltung der Sachsen und Franzosen, dem Kaiser geschrieben: „Ich habe hier die Feinde des Herrn v. Belleisle, die Sachsen und die Österreicher, zu bekämpfen. Und das ist viel Arbeit auf einmal.“ So gestattete er denn jetzt den Sachsen den Abzug, zog sich aber auch selbst mit seinem Heere aus Mähren nach Böhmen zurück, wo er in der Nähe von Kolin und Pardubitz größere Magazine zur Verfügung hatte. Er bezog dann in der Nähe von Chrudim ein Lager, nach welchem er von allen Seiten Verstärkungen heranzog, u. a. das Korps des Fürsten von Anhalt, um einem etwaigen Angriff der ihm nachrückenden österreichischen Hauptarmee gewachsen zu sein. Daß eine nochmalige Schlacht erforderlich war, um zu einem für ihn vorteilhaften Frieden mit Österreich zu gelangen, den er angesichts des mangelnden guten Willens und der militärischen Leistungsunfähigkeit seiner Verbündeten dringend wünschen mußte und über den er schon in Mähren mit mehreren österreichischen Unterhändlern verhandelt hatte, daran zweifelte

er keinen Augenblick. War doch von österreichischer Seite zwar Geneigtheit zu Abtretungen in Schlesien, zugleich aber aufs neue die Forderung ausgesprochen worden, daß Friedrich auf die Seite des Wiener Hofes übertreten, diesem gegen seine bisherigen Verbündeten mit bewaffneter Hand beistehen solle. Darauf unter keinen Umständen einzugehen, war er fest entschlossen und hatte daraus dem Wiener Hofe kein Hehl gemacht.

Diese ihm unannehmbare Bedingung fallen zu lassen war aber der Wiener Hof nach dem preußischen Rückzuge aus Mähren naturgemäß noch weniger geneigt, als zu jener Zeit, da der König durch sein mährisches Unternehmen Österreich und selbst die Hauptstadt Wien ernstlich bedroht hatte. Dies ergab sich alsbald aus den Verhandlungen, welche der Minister Podewils in Breslau im Auftrage des Königs mit dem jetzt wieder die Verhandlung für Österreich führenden Lord Hyndford angeknüpft hatte. Von dem Lager in Chrudim aus gingen die Kuriere nach Breslau eifrig hin und her. Friedrich war nach seinem mährischen Mißerfolge und nach der kläglichen Haltung seiner Verbündeten geneigter als je, auf einen Separatfrieden mit Österreich einzugehen. Hatte er in Mähren noch immer an der Idee eines allgemeinen Friedens festgehalten, in welchem er namentlich versuchen wollte, Böhmen für den Kaiser zu retten, so näherte er sich jetzt im Grundsätze dem Standpunkte des englischen Vermittlers, der im Sinne seiner heimischen Regierung vor allem bestrebt war, ihn von Frankreich zu trennen und zu einem Sonderfrieden mit Österreich zu veranlassen. Er war zu einem solchen um so mehr geneigt, als er im April durch den französischen Gesandten Valori von Friedensvorschlägen Wiens an den Kaiser hörte, die ihm die Besorgnis erweckten, der Kaiser oder Frankreich könne ihm

mit einem solchen Sonderfrieden zuvorkommen. Nur daran war er unter allen Umständen nach wie vor entschlossen festzuhalten, daß ihn seine Verständigung mit Oesterreich auf keinen Fall zu bewaffnetem Beistande gegen seine bisherigen Verbündeten verpflichten dürfe; im übrigen war er geneigt, sich mit einer allgemeinen Bestimmung über eine Abfindung seiner Verbündeten zu begnügen. Vor allem aber wünschte er sich selbst die Eroberungen zu sichern, die er, im Gegensatz zu der Lage seiner Verbündeten, bereits in Händen hatte. Und zwar gingen seine Wünsche in dieser Richtung jetzt weniger auf das ganze Schlesien, als auf Niederschlesien mit Glatz und einen diesen Erwerb abrundenden Teil von Böhmen, den Königgräzer Kreis mit Pardubitz. Auf dieser, je nach der Lage der allgemeinen Verhältnisse im einzelnen sich häufiger abwandelnden Grundlage sollte Podewils unterhandeln. Wieviel Friedrich jetzt an dem Abschluß dieser Verhandlungen gelegen war, sieht man am besten daraus, daß er für den Fall eines schnell zustande gebrachten Friedens Hyndford durch Podewils ein Geschenk von 10000 Talern anbieten ließ.

Im Punkte der Abtretungen war Maria Theresia jetzt im allgemeinen zu Zugeständnissen bereit, die sich auf der Grundlage der Kleinschnellendorfer Verabredungen bewegten; dagegen wollte sie auf die vom Könige gewünschte Abtretung eines Teiles von Böhmen, wie sie in den bestimmtesten Formen versicherte, in keinem Falle eingehen. Vor allem aber: sie bestand auf der Garantie ihres übrigen Länderbesizes und seine Verteidigung gegen die Franzosen durch Friedrich. Dieser Bescheid vom Wiener Hofe, der am 4. Mai in Breslau eintraf und dann an den König gelangte, erschien diesem nach wie vor unannehmbar und bestärkte ihn in der Überzeugung, daß er zu einem Frieden mit Oesterreich ohne die unerträgliche Be-

dingung einer bewaffneten Hilfeleistung gegen seine bisherigen Verbündeten nicht gelangen könne, ohne noch einmal einen Sieg davongetragen zu haben. „Da die Österreicher verblendet sind,“ so schreibt er nach Empfang des Wiener Bescheids am 11. Mai an Podewils, „muß man ihren Untergang beschleunigen; es scheint, daß dies ein Urteilspruch der Vorsehung ist, dem man sich nicht widersetzen kann.“ „Mit einem Wort,“ so fährt er fort, „mein Entschluß ist gefaßt, die Operationen mit aller möglichen Energie zu betreiben, um den Wiener Hof zu dem Punkte der Erniedrigung zu bringen, auf den er kommen muß.“ „Wir rücken am 13. ins Feld. Das ist die Wirkung der Unterhandlung.“ Sechs Tage später stand er als Sieger auf dem Schlachtfelde von Chotusitz.

Anfang Mai hatte der König die Nachricht erhalten, daß Herzog Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheere von Brünn aufgebrochen sei, um gegen Prag zu marschieren. Man glaubte im österreichischen Hauptquartier zunächst nicht daran, daß das preußische Heer sich ernstlich diesem Vormarsche widersetzen werde, da man es für viel schwächer hielt, als es nach der Heranziehung der Verstärkungen war. In Wien wünschte man, daß Herzog Karl die Reste des preußischen Heeres in die Grafschaft Glaz, die bereits ganz in preußischem Besitze war, zurückwerfe; dann meinte man der Notwendigkeit weiterer Zugeständnisse an Friedrich überhoben zu sein. Aus dieser Stimmung heraus war jener Bescheid an Lord Hyndford ergangen, der den König zu dem Entschlusse brachte, es unter allen Umständen auf noch eine Entscheidungsschlacht ankommen zu lassen. Friedrich verfügte, nachdem er sich mit dem Erbprinzen von Dessau und kurz darauf nach einer längeren, durch den alten Fürsten verursachten Verzögerung auch mit dem Korps

des letzteren vereinigt hatte, über 30 Bataillone und 60 Schwadronen, im ganzen etwa über 30000 Mann, mit denen er dem österreichischen Hauptheere, das etwa 34000 Mann zählte, durchaus gewachsen zu sein überzeugt war. Er war, wie seine Briefe aus dieser Zeit ergeben, voll fester Siegeszuversicht und traf alsbald nach dem Abbruch der Verhandlungen mit Hyndford mit aller Energie die Vorbereitungen zur Entscheidungsschlacht. Am 13. Mai rückte das preußische Heer, von allen Seiten aus seinen Quartieren heranziehend, auf die südlich von Chrudim gelegenen Höhen, wo es nur 3½ Meilen von dem österreichischen entfernt war, welches über Kuttenberg auf Kolin marschieren wollte, um die dortigen preußischen Magazine wegzunehmen. Friedrich selbst ging mit einem starken Avantgardekorps voraus und befahl dem unter dem Erbprinzen Leopold stehenden Korps, ihm nachzufolgen. Herzog Karl versäumte die Gelegenheit, sich zwischen die beiden preußischen Heersäulen zu werfen. Als Erbprinz Leopold dann gewahrte, daß er der ganzen österreichischen Armee gegenüberstehe, ließ er sofort Nachricht an den König gelangen, der dann schleunigst zur Hauptarmee zurückmarschierte und noch eben rechtzeitig in den frühen Morgenstunden des 17. Mai mit seinem Avantgardekorps in die bereits vom Erbprinzen gebildete Schlachtordnung in das zweite Treffen einrücken konnte. Er fand bereits gegebene Verhältnisse und die vom Erbprinzen entworfene Schlachtordnung vor. Unmittelbar nach seinem Eintreffen, kurz vor 8 Uhr morgens, begann die Schlacht. Ihr Verlauf war fast genau der umgekehrte wie bei Mollwitz und lieferte vor allem den Beweis, wieviel durch des Königs erzieherische Tätigkeit die preußische Kavallerie gelernt hatte. Sie war es, die auf dem rechten preußischen Flügel die Schlacht mit einer glänzenden Attade eröffnete, welche

ganz ähnlich ausging wie die Attade des linken österreichischen Flügels bei Mollwitz. Die österreichische Kavallerie wurde zunächst völlig über den Haufen geworfen. Dann aber brach sich der Angriff an den Schwadronen des zweiten österreichischen Treffens; auch die nachrückenden Dragoner unter Graf Rothenburg vermochten eine eigentliche Entscheidung nicht zu bringen, obwohl sie bis zum österreichischen Fußvolk vordrangen. Der in ungeheuren Mengen aufgewirbelte Staub verhinderte jede klare Orientierung. Stundenlang wogte hier der Kampf hin und her; die preußische Kavallerie wurde einmal sogar bis Kutenberg zurückgeworfen, aber im großen und ganzen hatte sie sich trefflich bewährt. Bei einem der Angriffe war des Königs Freund Rothenburg schwer verwundet worden.

Die eigentliche Entscheidung aber brachte der Kampf auf dem rechten österreichischen Flügel, der sich um das Dorf Chotusitz entspann, wohin die Österreicher die Hauptmacht ihrer Infanterie geworfen hatten. Nach langem Ringen war es hier den Österreichern gelungen, das hart umstrittene Dorf einzunehmen. Die preußische Infanterie leistete mannhaften Widerstand, kämpfte aber gegen eine allzu große Übermacht und entbehrte völlig der Deckung durch die Kavallerie. Diese hatte nämlich auch hier auf dem linken preußischen Flügel einen schneidigen Angriff gemacht, der sie bis in den Rücken der feindlichen Schlachtordnung geführt hatte. Von dort hatte sie sich durch das zweite Treffen der österreichischen Infanterie einen Weg gebahnt, der sie schließlich auf den entgegengesetzten rechten preußischen Flügel gelangen ließ. Inzwischen war die preußische Infanterie des linken Flügels in zunehmende Bedrängnis geraten. Nur noch die äußersten Häuser des Dorfes Chotusitz wurden von ihr verteidigt. Um sie endgültig zu vertreiben, steckten die Österreicher das Dorf in

Brand, vermochten nun aber infolge der furchtbaren, aus den brennenden Strohdächern sich entwickelnden Glut nicht weiter vorzudringen, so daß sie versuchten, seitwärts vom Dorfe an den Feind heranzugelangen. Heldenhaft setzten hier die preußischen Bataillone und einige Reiterhaufen, die sich wieder eingefunden hatten, von dem jungen Feldprediger Segebart angefeuert, den Widerstand fort. Anschaulich schildert Segebart in seinem Tagebuche die Situation, wie die feindlichen Kugeln „wie Müdenschwärme“ ihm um den Kopf sausten. Jedenfalls aber war die Lage des linken preußischen Flügels im höchsten Maße kritisch. In diesem entscheidenden Augenblicke ließ der König die noch fast unberührten 21 Bataillone des rechten Flügels eine Linkschwenkung ausführen, um dem bedrängten linken Flügel zu Hilfe zu kommen. Durch eine Bodenerhebung gedeckt, tauchten sie ganz plötzlich mit ihren Bataillonsgeschützen in Flanke und Rücken der noch im Kampfe um das Dorf begriffenen Österreicher auf. Es war um die Mittagsstunde, als diese Bewegung die Entscheidung brachte. Um der Gefahr völliger Umgehung auszuweichen, mußte sich Herzog Karl entschließen, seinen jetzt in der Front, in der Flanke und im Rücken zugleich angegriffenen Truppen den Befehl zum Rückzuge zu geben.

Wie ganz anders aber als bei Mollwitz konnte sich der König hier als Sieger fühlen. Er selbst hatte im kritischen Augenblicke die Entscheidung herbeigeführt. Indem er die Verdienste des Erbprinzen von Dessau, der die Schlacht eingeleitet hatte, durch seine auf dem Schlachtfelde erfolgte Ernennung zum Feldmarschall anerkannte, war er doch zugleich von freudigem Stolze erfüllt, daß diesmal er es gewesen war, der den Sieg entschieden hatte. „So ist denn dein Freund“, so schrieb er alsbald an Jordan, „zum zweitenmal in einem Zeitraum von 13 Mo-

naten Sieger. Wer hätte vor ein paar Jahren gesagt, daß der Jünger deiner Philosophie, Ciceronischer Rhetorik und Baylescher Dialektik auf dieser Welt die Rolle des Kriegers spielen würde? Wer hätte gesagt, daß die Vorsetzung sich einen Poeten erwählen würde, um das europäische System umzustürzen und die Berechnungen der Könige von Grund aus zu verrücken?"

Er täuschte sich nicht, wenn er der Schlacht entscheidende Folgen zuschrieb. Ja, diesmal war sein Minister Podewils noch siegesgewisser als er selbst und meinte, daß Osterreich nun auch ganz Böhmen werde abtreten müssen. Den König aber verließ auch in der Siegesfreude keinen Augenblick die ruhige Erwägung der Sachlage. Er war auch jetzt bereit, unter den vor der Schlacht Hyndford kundgegebenen Bedingungen Frieden abzuschließen, zumal die Franzosen nach einem vorübergehenden Aufblühen der durch seinen Sieg entfachten Energie, das zu dem siegreichen Treffen von Sahay führte, alsbald wieder in ihre schlaffe Kriegführung zurückverfielen und in schämlicher Flucht vor den Osterreichern bis unter die Mauern von Prag zurückgingen. Solchen Verbündeten das von ihm Errungene aufzuopfern, nach wie vor des Krieges Last allein zu tragen, dazu hielt sich Friedrich in keiner Weise für verpflichtet. Die Bedingungen, die er in seinem Bündnisse mit Frankreich eingegangen war und deren vornehmste in dem Verzicht auf seine Jülich-Bergischen Ansprüche bestand, war er einzuhalten entschlossen. Eine moralische Verpflichtung zu übernehmen, über die formalen Abmachungen hinaus auf Frankreichs Seite auszuharren und dadurch seine eigenen Eroberungen in Frage zu stellen, war er nicht gewillt, so sehr er namentlich das Schicksal des unter seiner Mitwirkung gewählten unglücklichen Kaisers Karls VII. bedauern mochte. Er glaubte um so mehr freie Hand Oster-

reich gegenüber zu haben, als er Frankreich beständig in Verdacht hatte, seinerseits mit dem Wiener Hofe über den Frieden zu verhandeln, und aus der ganzen Kriegsführung der Franzosen ersah, wie wenig sie zu ernstlichen Anstrengungen geneigt waren. In den an Podewils erteilten Weisungen, die nach dem Eintreffen der immer ungünstiger werdenden Nachrichten über die Mißerfolge der französischen Heeresführung immer dringender wurden und je nach dem Eintreffen dieser Nachrichten oft von einem Tage zum andern wechselten, hielt er zunächst noch an der Forderung der Abtretung des Königgräzer Kreises mit Pardubitz fest; schließlich aber zeigte er sich zur Nachgiebigkeit geneigt und bereit, dafür Oberschlesien, dessen Abtretung von Österreich angeboten wurde, anzunehmen. Ja, es gab einen Moment, in welchem er sich für den äußersten Fall mit Niederschlesien und der Grafschaft Glatz zufrieden geben wollte, sofern der Friede nur schnell zustande komme. Aber ehe diese Weisung (vom 9. Juni) in Podewils' Händen war, hatte dieser schon mit Hyndford den vom Könige innerhalb 24 Stunden anbefohlenen Abschluß der Präliminarien mit Österreich in Breslau erreicht, nach welchen Österreich unter Verzichtleistung auf den früher stets verlangten bewaffneten Beistand Friedrichs gegen seine bisherigen Verbündeten ganz Schlesien mit Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau und des Teils von Oberschlesien jenseits der Oppa und der hohen Gebirge mit voller Souveränität und Unabhängigkeit an Preußen abtrat, gegen die einzige wesentliche Verpflichtung, daß der status quo der Religion „unbeschadet der Gewissensfreiheit der Protestanten und der Rechte des Souveräns“ erhalten bleiben und Friedrich einen Teil der auf Schlesien hypothekierten Schulden, namentlich die englische Anleihe von 1734/35, bezahlen sollte. Der endgültige Friede sollte in spätestens vier

Wochen abgeschlossen werden. Zwar kam es dann infolge der Unklarheit in der Bezeichnung der Grenzen Oberschlesiens noch zu mancherlei ernstern Meinungsverschiedenheiten hierüber und über das Maß der zu übernehmenden Schulden. Einen Augenblick konnte es noch einmal scheinen, als ob an diesen Differenzen das Friedenswerk scheitern könne. Der König, der sich vom Feldlager aus nach der schlesischen Hauptstadt begeben hatte, reiste schließlich nach Berlin ab, ehe eine endgültige Einigung erzielt war. Dort aber erfolgte dann am 26. Juli der alsbald auch von Österreich angenommene endgültige Abschluß. Am 12. August konnten die Ratifikationen des Friedens unterzeichnet werden, der Friedrichs Staaten um ein volles Drittel des bisherigen Umfanges, um 650 Quadratmeilen und 1200000 Einwohner, vergrößerte, den preußischen Staat in die Reihe der europäischen Großmächte einführte, aus dem Rahmen eines Kurfürstentums heraushob und zu einer Österreich ebenbürtigen Macht in Deutschland erhob. Der Dualismus zwischen Preußen und Österreich, der hinfort über ein Jahrhundert die deutschen Geschicke bestimmen sollte, war klar zutage getreten, die Frage der Zukunft gestellt.

Wohl waren die Franzosen aufs äußerste bestürzt über den „Abfall“ Friedrichs von dem Bündnis vom 5. Juni 1741. Mit beißender Ironie schildert Friedrich seinem Minister die Grimassen, welche der französische Gesandte Valori geschnitten habe, als er ihm die Nachricht vom Abschlusse des Friedens mitteilte. Belleisle, der Bruder des Marschalls, fiel in Ohnmacht, als er die schreckliche Botschaft erfuhr, und der preußische Gesandte in Paris schrieb an den König: „Die Wut gegen Euer Majestät ist hier maßlos; man ergießt sich in Äußerungen, die ich ohne ausdrücklichen Befehl nicht mitzuteilen wage.“ Aber die

Franzosen gaben dem Könige die Waffen zur Verteidigung seines Verhaltens selbst in die Hand. Der französische leitende Minister, Kardinal Fleury, der Belleisle sofort anwies, Frieden um jeden Preis zu schließen, wälzte in einem unwürdig schmeichlerischen Schreiben an den alten Grafen Königsegg, mit dem Belleisle verhandelte, alle Schuld an dem Kriege, der ihm förmlich wider Willen aufgezwungen worden sei, auf Belleisle ab und bezeichnete den Bund mit Preußen als eine ihm aufgedrungene Angriffspolitik. Dieser Brief, den man schadenfroherweise österreichischerseits in den Zeitungen veröffentlichte, wurde alsbald auch von Friedrich sehr geschickt benutzt. In einem Briefe an Fleury vom 12. September, in welchem er sein Verhalten rechtfertigte, schrieb er ihm: „Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marschall Broglie kein Turenne ist? Ich kann nicht aus einer Nachteule einen Adler machen. Darf man mich anklagen, daß ich mich nicht zwanzigmal für die Franzosen schlage? Es wäre eine Penelopearbeit gewesen; denn es war Herrn v. Broglie vorbehalten, das zu zerstören, was andere aufgebaut haben. . . . Mit einem Worte: Darf man mich anklagen und war es denn ein so großes Unrecht, daß ich mich aus einer Allianz zurückzog, von welcher der Leiter Frankreichs eingesteht, daß er sie mit Bedauern geschlossen habe?“

Sehr empfindlich über die Vorwürfe, die namentlich von französischer Seite gegen seine angebliche Tätigkeit erhoben wurden, verfaßte Friedrich eine eigene sehr scharfe Rechtfertigungsschrift, von deren Veröffentlichung er mit Mühe von Podewils abgehalten wurde. Die Franzosen aber fanden sich schließlich in die Lage und waren noch froh, als Friedrich auf das bestimmteste versicherte, sich auf keinen Fall an dem Kampfe gegen sie zu beteiligen, und den im Bunde vom 5. Juni 1741 ausgesprochenen Verzicht auf

Jülich-Berg treulich aufrecht erhielt und ausdrücklich bestätigte.

Seine Untertanen aber begrüßten den siegreich heimkehrenden König, der ihrem so lange gering geschätzten Staate Ansehen, Ruhm und Macht errungen hatte, mit hellem Jubel.



Viertes Kapitel

Zwei Jahre friedlicher Ruhe und Arbeit

Es hätte der innersten Natur Friedrichs widersprochen, auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Indem er dem weiteren Fortgange des Krieges, an dem er tätigen Anteil zu nehmen aufgehört hatte, mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, widmete er sich zugleich mit Umsicht und Eifer den ihm eben aus dem siegreich beendeten Kriege erwachsenen neuen großen Aufgaben, namentlich der endgültigen Organisation der schönen Provinz, die er seinem Staate erworben hatte. Eifrig und sorgsam wurden die Grundlagen weiter ausgebaut, die er schon während des Krieges gelegt hatte. Die ganze Provinz, die sehr bald trotz mancher Schwierigkeiten des Übergangszustandes den Segen der gerechten und geordneten preußischen Verwaltung und der unermüdlichen Fürsorge des Königs empfand, wurde nun auf preußischem Fuß eingerichtet. Die Selbständigkeit der alten Stände und der städtischen Ratsverfassungen war und blieb gebrochen, ohne daß die Masse der Bevölkerung deren verrotteter Privilegienwirtschaft viele Tränen nachgeweiht hätte. An die Stelle der Landesältesten traten in den einzelnen Kreisen vom Könige eingesetzte Landräte, welche er aus den im Kreise selbst ansehnlichen Ritterbürtigen zu entnehmen versprach.

Schwerer wurde anfangs die mit der Einführung der Kantonverfassung verbundene Rekrutenaushebung, so milde sie auch zunächst gehandhabt wurde, empfunden, und es fehlte nicht an zahlreichen Auswanderungen der Kantonpflichtigen. Um so segensreicher wirkte die streng und gewissenhaft durchgeführte Toleranz auf religiösem Gebiete, deren Segen vor allem die seit Jahrhunderten unterdrückten und geplagten Protestanten empfanden. Bis zum Ende des Jahres 1742 waren für sie an 200 neue Stätten der Gottesverehrung begründet. An Stelle der erzwungenen Übertritte zum Katholizismus, die unter österreichischer Herrschaft massenhaft erfolgt waren, trat jetzt eine durch keinen Zwang beeinflusste entgegengesetzte Entwidlung. Im Laufe von zwei Jahren traten 6000 Katholiken zum Protestantismus über.

Da aber auch die katholische Religion sich nicht zwar mehr der bisherigen Bevorzugung, wohl aber der unbedingtsten Duldung und vollen Anerkennung ihrer Rechte erfreute und so die in diesen Kreisen gehegten Befürchtungen sich nicht bewahrheiteten, so wurde hier mit verständnisvoller Unterstützung des Breslauer Bischofs, Kardinals Sinzendorf, verhältnismäßig schnell ein friedlicheres Verhältnis erreicht, als es unter dem streng katholischen österreichischen Regimente bestanden hatte. Aus evangelischen und katholischen Mitgliedern gemischte Konsistorien wurden der zutreffende Ausdruck dieser neuen Ordnung der Dinge. Ausdrücklich erklärte der König, daß er allen seinen schlesischen Untertanen, von welcher Religion sie seien, eine ganz unbeschränkte Gewissensfreiheit gönne. Im übrigen wurden, soweit es die Bedürfnisse einer stramm und gerecht durchgeführten Verwaltung, für welche Justizkollegien und Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau begründet wurden, die mit Ausnahme je eines

Mitgliedes aus Schlesiern bestanden, irgend gestatteten, die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der heimischen Tradition nach Möglichkeit geschont. Deshalb verzichtete Friedrich auch darauf, die neue Provinz dem Generaldirektorium zu unterstellen, setzte vielmehr einen eigenen Provinzialminister für sie ein und übertrug dieses wichtige Amt dem Geheimen Rat Ludwig Wilhelm v. Münchow, der zugleich Präsident der beiden Domänenkammern war. Er war der Sohn jenes Kammerpräsidenten von Küstrin, der sich Friedrich in seiner Kronprinzenzeit so sehr zu Dank verpflichtet hatte.

Die rein wirtschaftliche Entwicklung in Handel und Verkehr erlitt natürlich zunächst durch die Losreißung von dem bisherigen staatlichen Zusammenhange mancherlei Einbuße und hatte einige Schwierigkeiten zu überwinden. Aber diese wurden durch die neuen Verbindungen, die sich namentlich dem Oberhandel stromabwärts nach den Marken hin eröffneten, ziemlich schnell überwunden. Sehr bald zeigte sich auch hier die Wirkung einer zwar in mancher Hinsicht strengeren, aber auch unvergleichlich viel sorgfältigeren, umsichtigeren und energischeren Verwaltung. Die Leinweberei und die Leinwandausfuhr, die für die wirtschaftliche Entwicklung der Provinz von so großer Bedeutung war, hob sich sehr bald zusehends. Der Wert der letzteren stieg von 1740 bis 1752 von 3 auf 4½ Millionen Taler. Außerdem wendete der König der Hebung der Montanindustrie der an Mineralschätzen, namentlich an Kohlen, reichen Provinz große Aufmerksamkeit zu. Die Gründung der großen Eisenwerke von Malapane und Kreuzburgerhütte weckte und förderte eine gesteigerte Tätigkeit auf diesen Gebieten.

Es waren im wesentlichen die Verwaltungsgrundsätze seines Vaters und die Lehren, die er unter dessen strenger

Schule in Küstrin von dem Kammerdirektor Hille in fleißiger Arbeit und Selbstzucht in sich aufgenommen hatte, die er so auf die neuerworbene Provinz anwandte. Es war nur natürlich, daß diese Grundsätze und Lehren erst recht bei der Regierung der alten Provinzen bestimmend für ihn waren. Nichts erschien ihm hier zu klein, als daß er sich nicht schriftlich oder bei seinen beständigen Reisen durch die Provinzen persönlich darüber unterrichtet, anregend und anweisend, zuweilen ernst befehlend und nicht selten drohend eingegriffen hätte. Wo er Mißstände oder Unterlassungen zu entdecken glaubte, forderte er alsbald erschöpfende und doch möglichst kurze und präzise Berichte vom Generaldirektorium oder den einzelnen Kriegs- und Domänenkammern. In der landwirtschaftlichen Verwaltung war er namentlich eifrig bemüht, allen Bedrückungen und unnötigen Schikanierungen der Bauern durch die Domänenpächter nachdrücklich entgegenzutreten. Er wurde dabei nicht müde, den Behörden gegenüber zu betonen, daß die Rücksicht auf die Höhe der zu erzielenden Pachten auf keinen Fall zur Duldung derartiger Übergriffe veranlassen dürfe. Der Hebung der allgemeinen Landeskultur wurde auch sonst unausgesetzte Sorgfalt gewidmet. Leitender Grundsatz war dabei der Gedanke, daß vor allem verhindert werden müsse, daß Geld ins Ausland für Erzeugnisse gehe, die auch im Inlande hergestellt werden könnten. Als er in Pommern wie im Magdeburgischen bemerkte, daß dort kein Hopfen gezogen werde, sondern die Brauereien ihren Bedarf daran aus dem Auslande deckten, ergehen alsbald Weisungen an die Kammern und Amtleute, daß sie für Anlage von Hopfengärten zu sorgen hätten, damit die Brauereien ihr Geld für Hopfen im Lande ausgaben. Der steigende Bedarf an Wolle, der namentlich durch die großen Lieferungen für das Heer

bedingt wurde, veranlaßt den König, auf die Vermehrung der Schäfereien zu dringen. Und schon ist er auch in den kurzen Friedensjahren, die ihm für jetzt beschieden waren, auf die weitere Ausdehnung der Landeskultur durch Urbarmachung neuen Landes, z. B. auf die Melioration von Bruchländereien bei Stettin, ferner auf die Besetzung wüst gewordener Höfe und auf die Heranziehung neuer Kolonisten eifrig bedacht: es sind die ersten Ansätze seiner später so fruchtbar gewordenen umfassenden und großartigen Kolonisierungsarbeit. Wie für die landwirtschaftliche Kultur, so sorgt er auch für den besseren Ausbau der Verkehrswege und Wasserstraßen. Der Bau des Plauenschen Kanals, der die Havel bei ihrem Ausfluß aus dem Plauenschen See mit der Elbe bei Parem verbindet, fällt in diese kurze Friedenszeit.

Wandelte er in dieser Fürsorge für die materielle und wirtschaftliche Wohlfahrt seines Staates durchaus in den Bahnen seines Vaters, so war er doch darum keineswegs geneigt, auf die schöngeistig-wissenschaftlichen Bestrebungen zu verzichten, die ihn dereinst in Gegensatz zu dessen nüchterner Natur gebracht hatten. Wie er mitten im Kriegslärm des Lagers in Strehlen, Selowitz und Chrudim doch immer noch Zeit zu brieflichem Verkehr mit seinen literarischen Freunden gefunden hatte, so blieb er auch nach dem Friedensschlusse eifrig bestrebt, den festen, gedrungenen Körper seines krasterfüllten Staates mit dem höheren Leben geistiger Kultur zu erfüllen. Kunst und Wissenschaft wurden dabei in gleicher Weise gepflegt. Unmittelbar nach dem Frieden gelang ihm der Ankauf einer großen Antikensammlung aus dem Nachlasse des Kardinals Bobignac, für die er trotz seiner sonstigen Sparsamkeit die beträchtliche Summe von 36000 Talern bezahlte. Die dafür erworbenen ungefähr 300 Marmor-

werke wurden alsbald zur Ausschmückung seines durch seinen Freund Knobelsdorff weiter ausgebauten und erweiterten Schlosses zu Charlottenburg verwandt. Derselbe Baumeister wurde mit der schönen Aufgabe der Erbauung eines neuen Opernhauses betraut, welches, im Dezember 1742 eröffnet, die Bewunderung der fremden und einheimischen Besucher erregte. Bei aller intensiven politischen Arbeit brach so doch immer wieder jene künstlerisch-wissenschaftliche Grundstimmung hindurch, die ihn mitten im Kriege von dem Phantom kriegerischen Ruhmes sprechen und einem seiner Freunde bekennen ließ, daß er im Grunde für Kunst und Wissenschaft geboren sei. Den Verkehr mit den literarischen Freunden nahm er daher auch in dieser Friedenszeit mit verdoppelter Freude wieder auf. Unter seiner Anregung und Förderung bildete eine Anzahl der geistvollsten dieser Freunde, Knobelsdorff, Kenserlingk, Stille, Duhan u. a., eine literarische Gesellschaft, der auch einige der führenden Staatsmänner und Offiziere beitraten. Mit der alten Akademie der Wissenschaften verschmolzen, bildete sie alsdann den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin, und Friedrich blieb unablässig bemüht, für diese neubegründete Akademie hervorragende geistige Kräfte zu gewinnen. Zwar war ihr französischer Präsident Maupertuis in der Verwirrung der Mollwitzer Schlacht in die Gefangenschaft der Gegner geraten und noch nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt; dafür gelang es, den großen Mathematiker Euler aus Petersburg zu gewinnen. Am Geburtstage des Königs, 24. Januar 1744, konnte die neue Akademie, deren frühere im königlichen Marstall gelegene Räume mit diesem 1742 niedergebrannt waren, in dem ihr eingeräumten Saale des königlichen Schlosses feierlich wieder eröffnet werden. Der König selbst aber nahm auch aktiv an diesen wissenschaftlichen Bestrebungen

teil. Schon im Herbst des Jahres 1742, wenige Monate nach dem Friedensschlusse, begann er mit der ersten Ausarbeitung seiner historischen Memoiren über den letzten Krieg, für welche er nicht bloß seine persönlichen Anschauungen und Erinnerungen verwertete, sondern mit eindringendem Verständnis und sachkundigem Scharfblick auch die Akten und Urkunden des staatlichen Archivs benutzte und so in seiner von bewundernswerter Objektivität erfüllten Darstellung den Beweis erbrachte, daß er nicht nur Geschichte zu machen, sondern auch Geschichte zu schreiben aus dem Grunde verstehe.

Nur die staunenswerte Arbeitskraft des von den frühesten Morgenstunden bis zum späten Abend unermüdetlich tätigen Königs, seine bewundernswerte Zeiteinteilung, die jede Stunde des Tages auszunutzen verstand, macht es begreiflich, daß Friedrich bei seiner überall, auch in die kleinsten Einzelheiten, eingreifenden Regententätigkeit die Möglichkeit gewann, in dieser Weise auch seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen sich zu widmen. Jener schöne Ausspruch, den er dereinst bei seinem Regierungsantritte in seinen Versen an Voltaire ausgesprochen hatte: „Mein höchster Gott ist meine Pflicht“, er blieb ihm in Friedens- wie in Kriegszeiten der Leitstern seines Lebens.

Unter den Pflichten seines Herrscherberufs aber erschien ihm, unabhängig von seinen persönlichen Neigungen und Bedürfnissen, eine der vornehmsten die Erhaltung und Pflege der festesten Säule seines Staates: seines Heeres, dessen vom Vater begründete innere Kraft soeben die äußere Feuerprobe so glänzend bestanden hatte, dessen er vor allem nach wie vor unbedingt bedurfte, um diesem Staate die eben mühsam errungene Stellung zu bewahren. Daß das gegenüber der Eifersucht der großen Mächte

nicht leicht sein werde, daß es großer Mäßigung und doch zugleich der Anspannung aller Kräfte bedürfen werde, um diese Mächte an den so völlig veränderten Zustand zu gewöhnen, ja daß ihm nur durch die Erhaltung des Respektes vor der gesammelten Kraft seines emporstrebenden Staates die Erhaltung seiner eben errungenen neuen Provinz gelingen könne, darüber hat er sich keinen Augenblick einer Täuschung hingegeben. Wußte er doch, daß seine stolze Gegnerin nur unter dem Zwange und Druck der Verhältnisse sich zur Abtretung ihrer geliebten Provinz Schlesien entschlossen hatte; hatte er doch allen Grund, anzunehmen, daß sie jede Gelegenheit benutzen werde, zurückzunehmen, was sie blutenden Herzens dahingegeben hatte. In dieser Erkenntnis hatte er an seinen treuen Minister Podewils die bezeichnenden Worte geschrieben: „Was die Sicherstellung unseres neuen Besitzes anbelangt, so gründe ich sie auf eine gute und zahlreiche Armee, einen vollen Schatz, furchtgebietende Festungen und Paradeallianzen, die wenigstens der Welt imponieren.“ Nach diesen Worten handelte er, handelte er um so mehr, je mehr ihn der Fortgang des österreichischen Erbfolgekrieges nach seinem Ausscheiden aus der Reihe der kriegführenden Mächte die Gefahr, in der er auch nach dem Frieden schwebte, erkennen ließ.

Vor allem galt es, die neuerworbene Provinz gegen einen etwaigen Angriff sicherzustellen, der um so mehr zu befürchten war, als bei der Grenzregulierung nach dem Frieden alle wichtigen Gebirgseingänge nach Schlesien mit den Fürstentümern Teschen, Troppau und Jägerndorf im Besitze Österreichs geblieben waren. Daher mußten vor allem die schlesischen Festungen, deren mangelhafte Beschaffenheit der letzte Krieg deutlich genug gezeigt hatte, stark und widerstandsfähig gemacht werden. Ganz be-

sondere Sorgfalt wurde dabei auf Reize verwandt, dessen Wichtigkeit für die Dedung der Gebirgspässe so oft zutage getreten war. Mit Hilfe seines tüchtigen Ingenieuroffiziers, des Generalmajors Wallrave, wurde hier alsbald kräftig Hand angelegt. Ebenso wurden die Befestigungen von Glaz weiter ausgebildet, zur Dedung von Oberschlesien in Cosel neue Befestigungswerke angelegt. Hand in Hand damit gingen unablässige Bemühungen für die immer höhere Steigerung der Ausbildung des Heeres selbst. Mehrere der grundlegenden Instruktionen für die Kavallerie sind eben in diesen beiden Friedensjahren entstanden. Sie sind der systematische theoretische Niederschlag der praktischen, nach der Schlacht bei Mollwitz geleisteten Arbeit. Im Mittelpunkte steht der leitende Gedanke, daß die Hauptaufgabe der Reiterei neben dem Aufklärungsdienste in der schneidigen Attade liege. Unter Androhung schimpflicher Strafen wird daher ganz allgemein der Befehl an die Spitze gestellt, daß die Kavallerie niemals den feindlichen Angriff abzuwarten, sondern stets ihrerseits anzugreifen habe. Und der König verstand es, als oberster Leiter der militärischen Übungen, die Durchführung seiner theoretischen Anordnungen praktisch nachdrücklich zu überwachen. Unermüdlich inspizierte er die einzelnen Truppengattungen in den Provinzen, die er auf seinen Reisen berührte. Während ihm die Landräte der einzelnen Kreise Bericht über die ökonomisch-wirtschaftlichen Verhältnisse zu erstatten hatten, überzeugte er sich selbst mit scharfem Blicke für das Große wie für die unscheinbarsten Kleinigkeiten von dem Zustande der einzelnen Teile seiner Armee, die er außerdem im Frühjahr 1743 um 18000 Mann verstärkte. Neben den Übungen und Revuen der einzelnen Truppengattungen, bei denen er 1743 nicht weniger als 85 Bataillone und 153 Schwadronen be-

sichtigte, wurden zum ersten Male 1743 auch kombinierte Manöver aller Gattungen veranstaltet. Gleiche Sorgfalt widmete der König der Ausbildung der Artillerie. In Breslau wurde nach dem Muster des Berliner ein Gießhaus errichtet, welches die erforderlichen neuen Geschütze lieferte.

Alle diese kriegerischen Rüstungen aber unternahm Friedrich nicht etwa in der Absicht, den mit der Königin von Ungarn geschlossenen Frieden bei der ersten Gelegenheit seinerseits zu brechen, sondern im Gegenteil, um den Frieden, den er aufrichtig wünschte, zu sichern und den diplomatischen Verhandlungen, durch die er zunächst ausschließlich auf den Fortgang des österreichischen Erbfolgekrieges einzuwirken strebte, den nötigen Rückhalt der Macht zu geben. Denn „Unterhandlungen“, so äußerte er einmal, „ohne Waffen machen ebensowenig Eindruck als Noten ohne Instrumente.“

Zu einer solchen Einwirkung durch Unterhandlungen aber sah sich Friedrich in immer steigendem Maße veranlaßt, je größere Erfolge die Königin von Ungarn nach seinem Rücktritt aus dem Kriege gegenüber seinen bisherigen Verbündeten errang. Wie hatte sich doch das Kriegsglück so völlig gewandelt, seitdem dereinst im Herbst 1741 die österreichische Macht dicht am Rande des Verderbens gestanden, die Königin verzweifelt und doch unerschüttert in ihrem heldenmütigen Widerstande ihr ungarisches Volk zur Rettung des gemeinsamen Vaterlandes aufgeboden hatte! Wenige Monate nach Friedrichs Friedensschlusse war jetzt Böhmen, mit einziger Ausnahme von Eger, von den Bayern und Franzosen völlig aufgegeben. Nur mit äußerster Mühe und ungeheuren Opfern war es der durch die Zerwürfnisse mit dem Marschall Broglie nur zu oft gelähmten Tatkraft Belleisles gelungen, die

Trümmer des in Prag eingeschlossenen Heeres nach Eger zu retten (Dezember 1742). Das böhmische Königtum zerrann wie ein Nebelbild vor den Augen des schwachen Schattenkaisers. Immerhin war es durch die bisherige Konzentration der kriegerischen Vorgänge in Böhmen bisher noch gelungen, außer Eger die Oberpfalz und einen großen Teil der bayrischen Erblande des Kaisers zu behaupten, so daß die Verteilung des Länderbesitzes zwischen Österreich und Bayern jetzt ungefähr die gleiche war wie vor Ausbruch des Krieges. Konnte es nicht gelingen, auf Grundlage dieser Lage der Dinge dem unglücklichen Kaiser noch einen erträglichen Frieden von der Königin von Ungarn zu erwirken? Unermeßlicher Schaden und Verlust an Menschenleben wären dem Vaterlande erspart geblieben. In der Tat war Friedrichs aufrichtiges Bemühen während des Jahres 1742/43 unablässig auf dieses Ziel gerichtet. Allein es scheiterte, wie vorher die französischen Friedensanerbietungen, an der Standhaftigkeit Maria Theresias, welche für ihre schlesischen Verluste Entschädigungen in den bayrischen Erblanden des von ihr nie als rechtmäßig anerkannten Kaisers forderte, und — an der elenden Kriegsführung der jetzt wieder von dem völlig unfähigen Marschall Broglie geleiteten kombinierten bayrisch-französischen Armee. Der Feldzug von 1743 brachte nichts als neue Niederlagen. Allen Bitten und Ermahnungen des Kaisers entgegen, der auf kurze Zeit in sein bayrisches Stammland und seine Hauptstadt München zurückkehren konnte, verharrte Broglie gegenüber den nach der Rückeroberung Böhmens von allen Seiten heranrückenden österreichischen Heeren in einer unhaltbaren, unmäßig langen Verteidigungsstellung, welche sich von Braunau am Inn bis nach Dingolfing an der Isar erstreckte. Abteilung nach Abteilung wurde von den Österreichern einzeln geschlagen,

Punkt für Punkt aufgegeben, kaum irgendwo ernstlicher Widerstand geleistet. In schimpflicher Flucht wich Broglie mit seinen französischen Truppen bis an den Rhein zurück, obwohl ein unter dem Herzoge von Noailles neu aufgestelltes französisches Heer ihm ansehnliche Verstärkungen zusandte. Bayern ging aufs neue an die Österreicher verloren; der heimatlose und auch von Geldmitteln völlig entblöhte Kaiser fristete als Gast verschiedener Reichsstädte ein trauriges Dasein. Sein Feldherr Graf Scedendorff aber, der aus österreichischem, mit Undank gelohntem Dienste zu ihm übergetreten war, mußte sich endlich von den bis an und über den Rhein zurückweichenden Franzosen trennen und sich noch glücklich schätzen, von dem österreichischen Gegner Rhevenhüller in der später von Maria Theresia nicht anerkannten Konvention von Kleinschönfeld vom 27. Juni die Neutralität der von ihm kommandierten Armee bewilligt zu erhalten.

Aber des Unglücks für den jetzt wieder nach der Krönungsstadt Frankfurt zurückkehrenden und dort oft offenem Spott und Hohn ausgesetzten Kaiser war noch nicht genug. Der König von England, der bisher die Königin Maria Theresia nur durch Subsidienzahlungen unterstützt hatte, erschien jetzt, nachdem er im Dezember 1742 auch die Niederlande zur aktiven Teilnahme am Kriege vermocht hatte, selbst als Retter Maria Theresias an der Spitze eines aus Engländern, Hannoveranern und Hessen gebildeten Heeres, dem er den Namen der „pragmatischen Armee“ gab, im Felde. Das unglückliche und hilflose Deutsche Reich, das in der Mehrheit seiner Stände in diesem Kriege in der Neutralität verharrte und trotzdem dessen Lasten tragen mußte, sah jetzt neben den französischen Hilfstruppen des Kaisers trotz der nachdrücklichen Warnungen König Friedrichs ein englisches Hilfsheer seiner

Gegnerin in das Reichsgebiet einrücken. Das ganze Elend, in welchem sich die alte verrottete Reichsverfassung befand, tritt in nichts deutlicher zutage als in der Tatsache, daß eines der Glieder des Reiches, Hessen-Kassel, ein Kontingent zur Armee des Kaisers, ein anderes zu der sie bekämpfenden pragmatischen Armee gestellt hatte. An demselben Tage aber, an welchem in Bayern die einzige eigene Armee des Kaisers sich für neutral erklären ließ und dadurch außer Gefechtslinie trat, errang die pragmatische Armee unter König Georgs Leitung trotz völlig kopfloser Führung einen nur durch noch größere Fehler der französischen Heeresleitung herbeigeführten vollständigen Sieg über die von Noailles geführte französische Armee bei Dettingen am Main. Der in Frankfurt residierende Kaiser aber mußte von dem geschlagenen französischen Marschall zur notdürftigen Bestreitung seines Lebensunterhaltes ein Almosendarlehen von 40000 Talern annehmen!

Noch tiefer konnte die Würde des Reichsoberhauptes kaum herabgewürdigt werden. Der gänzlich gedemütigte Kaiser war jetzt bereit, unter Verzicht auf jede bisher angestrebte Erweiterung seines Gebietes aus der österreichischen Erbschaft nur gegen Rückgabe seiner bayrischen Erblande Frieden zu schließen. Auf dieser Grundlage war der König von England und sein neuer Minister Carteret geneigt, die Friedensvermittlung in die Hand zu nehmen, da England unmöglich an der Vernichtung des Kaisers, sondern nur an einer entschiedenen Kriegführung gegen Frankreich gelegen sein konnte. Schon hatte man sich in den Verhandlungen zu Hanau, zu denen auch Friedrich einen Abgesandten in der Person seines Jugendfreundes v. Findenstein entsandt hatte, über die Grundlagen des Friedens geeinigt, da scheiterte in der letzten Stunde alles

an den Gegenwirkungen der englischen Minister und Parlamentarier.

Konnte und durfte aber Friedrich dieser Entwidlung der Dinge ruhig weiter mit zuschauen? Durfte er der immer größeren Herabwürdigung des unter seiner hervorragenden Mitwirkung gewählten Reichsoberhauptes untätig gegenüberstehen? Wohl hatte er in seiner klaren Erkenntnis der realen Mächte des politischen Lebens keinerlei Vorliebe für das immer mehr in völlige Agonie verfallende Deutsche Reich, lebte und webte vielmehr vor allem in den Interessen seines eigenen preußischen Staates. Hier aber fielen die Interessen dieses Staates mit den nationalen des Deutschen Reiches völlig zusammen. Er konnte und wollte nicht dulden, daß das durch einstimmige Wahl des Kurfürstenkollegiums eingesetzte Reichsoberhaupt völlig unterdrückt und damit das Übergewicht Oesterreichs über die Institutionen des gesamten Reiches wiederhergestellt und noch verstärkt werde. Forderte doch der Wiener Hof bereits drohend die Ernennung des Großherzogs Franz zum römischen Könige, also zum Nachfolger Karls VII. Friedrichs eigene, mühsam errungene Stellung der Gleichberechtigung neben Oesterreich wäre dadurch in Frage gestellt worden. Ebenowenig wie er ein Übergewicht Frankreichs und eine Verwirklichung seiner Pläne auf eine größere Anzahl kleinerer deutscher Fürstentümer unter französischem Protektorat gewünscht hatte, konnte er es jetzt ruhig mit ansehen, daß Oesterreich durch sein Übergewicht das Reichsoberhaupt und das gesamte deutsche Fürstentum erdrücke.

An dieser seiner Auffassung und Stellung hatte er der Königin Maria Theresia von vornherein keinen Zweifel gelassen. Als er nach dem Abschluß des Breslauer Friedens Ende 1742 den Grafen Dohna als seinen Gesandten

bei ihr beglaubigt hatte, wies er ihn zwar in dem aufrichtigen Wunsche einer dauernden Verständigung an, auf ein volles Einverständnis mit dem Wiener Hofe in bezug auf seine eigenen Angelegenheiten hinzuarbeiten, zugleich aber keinen Zweifel daran zu lassen, daß er eine gewaltsame Unterdrückung des unter seiner Mitwirkung gewählten Kaisers nicht zu dulden gesonnen sei und daher vor allem verlangen müsse, daß dieser von Österreich anerkannt werde. Daher war er von vornherein bestrebt, einen Frieden zwischen dem Wiener Hofe und dem Kaiser herbeizuführen, der diesen zugleich den Umstridungen Frankreichs entrissen haben würde. Da nun aber der Kaiser zwar ziemlich bald geneigt war, auf Böhmen und Österreich gegen Rückgabe seiner Erblande zu verzichten, zugleich aber den dringenden Wunsch hegte, zur Aufrechterhaltung seiner kaiserlichen Stellung trotzdem eine erhöhte Hausmacht durch irgendwelche anderen Gebietserwerbungen zu erhalten, so war Friedrich auf eine Anregung seines Gesandten beim Kaiser, Klinggräfe, auf den von Podewils schon im März 1742 ausgesprochenen Gedanken verfallen, diese Vergrößerung des zum Königreich zu erhebenden Kurfürstentums Bayern durch Säkularisierungen geistlicher Stifter und einiger Reichsstädte zu erreichen. Es war seit dem westfälischen Frieden das erste Wiederauftauchen dieses Gedankens. Die Bistümer Salzburg, Eichstädt, Freising, Regensburg und Augsburg und die Reichsstädte Augsburg, Regensburg und Ulm sollten zu dem bayrischen Kurstaate geschlagen werden. Georg II., dem Friedrich diesen Vorschlag mittheilte, war im Grundsatz nicht abgeneigt gewesen, darauf einzugehen. Um so energischer wehrte sich der Wiener Hof dagegen, der namentlich Salzburg nicht in bayrischen Besitz kommen, überhaupt aber Bayern nicht vergrößert sehen wollte, vielmehr sich ernstlich mit dem

Gedanken trug, sich durch Bayern für den Verlust Schlesiens schadlos zu halten und den Kaiser dann durch den Franzosen abzunehmende Gebiete im Elsaß oder anderweit zu entschädigen. Der ganze Säkularisationsplan wurde alsbald dadurch vereitelt, daß der Wiener Hof die zu seiner Kunde gekommenen Nachrichten darüber veröffentlichte (Februar 1743) und dadurch den beabsichtigten wahren Sturm der Entrüstung unter den geistlichen Staaten erregte, die fast ausnahmslos zu Österreichs Anhänge zählten und auf dem Reichstage „in omnibus sicut Austria“ zu stimmen pflegten.

Zu gleicher Zeit mit diesen, speziell auf eine Vergrößerung Bayerns gerichteten Bestrebungen war aber Friedrich auch eifrig bemüht, einen Ausweg aus den schwierigen Problemen zu finden, welche die völliger Auflösung nahe Reichsverfassung darbot. Das Reich als solches durfte nicht dulden, daß sein Oberhaupt offen verhöhnt, daß ihm die Anerkennung seiner unzweifelhaft rechtsgültigen Wahl von Österreich fortgesetzt verweigert wurde, wie dies sogar in einer förmlichen Protesturkunde Österreichs gegen die Wahl geschah. Zwar war diese Verwahrungsurkunde vom 16. April 1742 bisher noch nicht vom Reichstage entgegengenommen worden, da ihr die Mainzer Direktorialgesandtschaft die „Diktatur“, d. h. die offizielle Einfügung in die Akten des Reichstags, bisher verweigert hatte. Aber auch so blieb der Zustand, der im Grunde als offene Rebellion Österreichs gegen das Reichsoberhaupt erscheinen konnte, unhaltbar, hatte das Reich ein dringendes Interesse, ihn beseitigt zu sehen. Diesem namentlich von Friedrich selbst dringend empfundenen Interesse entsprang fast gleichzeitig mit jenem Säkularisationsplan sein zuerst im Dezember 1742 in einem Gespräch mit Podewils geäußelter Gedanke, das Reich zu

einer gemeinsam mit den Seemächten zu unternehmenden Vermittelung anzurufen, zu diesem Zweck sich von Reichswegen für neutral zu erklären und, um der Vermittelungsaktion Nachdruck zu verleihen, eine Neutralitätsarmee aufzustellen, zu der er ein sehr ansehnliches Kontingent zu stellen bereit war. Die Führung sollte ihm dann unter dem Namen eines Generalleutnants der Reichsarmee zu fallen. Es war wieder einer jener zukunftsreichen Gedanken, mit denen Friedrich seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilte und die führende militärische Stellung Preußens im Reiche gleichsam vorwegnehmen wollte, aber er scheiterte völlig an der vollkommen haltlosen Schwäche der damaligen Organe der Reichsverfassung. Zwar fand der Gedanke einer preußischen Vormachtstellung namentlich bei den kleinen zerrissenen Territorien Südwestdeutschlands entschiedenen Anklang und eine gewisse Popularität, aber die geistlichen Kurfürsten, an die Friedrich einen besonderen Gesandten schickte, verhielten sich gänzlich ablehnend. Völlig kläglich aber war vor allem die Haltung der offiziellen Organe des Reichs. Am 11. März 1743 kam die Sache glücklich zur Umfrage am Reichstage. Der preußische Gesandte beantragte das Anerbieten der Vermittelung, standhafte Neutralität und kräftigen Schutz der Freiheit des Vaterlandes, wie der Ehre und Würde seines Oberhauptes. Aber nur der Wunsch nach einem Vermittelungsversuch ging schließlich nach langen Verhandlungen am 17. Mai durch; die Stütze aber, die der Vermittelung allein Erfolg versprechen konnte, die Aufstellung einer Neutralitätsarmee, wurde abgelehnt. So kam es, wie es kommen mußte. Die in den schwülstigen und schwerfälligen Formen des Reiches an England und Holland behufs Teilnahme an der angestrebten Vermittelung gerichteten Schreiben wurden gar nicht beantwortet. Man hatte sich

längst daran gewöhnt, das Reich als ein kraft- und saftloses Gebilde anzusehen, auf das man weiter keine Rücksicht zu nehmen brauche.

Bald darauf aber ließen die Niederlagen der Franzosen in Bayern und bei Dettingen diese schwächlichen Versuche der offiziellen Organe des Reichs völlig in Vergeffenheit geraten.

Der vom Reichstage abgelehnte Gedanke der Neutralitätsarmee hatte natürlich namentlich bei dem unglücklichen und jetzt fast völlig wehrlosen Kaiser fruchtbaren Boden gefunden. In Verhandlungen zwischen ihm und König Friedrich gewann er, nachdem das offizielle Reich wieder einmal versagt hatte, im Sommer 1743 eine etwas veränderte Gestalt. Man dachte, was beim Reichstage durchzusetzen sich als unmöglich gezeigt hatte, auf dem Wege freiwilliger Vereinigung zur Durchführung zu bringen. Es ist der Gedanke des „Fürstenbundes“, der hier zum ersten Male auftauchte und von Friedrich um so eifriger ergriffen wurde, als es eben jetzt bei einer Balanz des Mainzer Erzbischofstuhls der österreichischen Partei gelungen war, die Wahl eines ihrer Anhänger, eines Grafen v. Ostein, durchzusetzen, der es dann über sich gewann, jene österreichische Verwahrungsurkunde gegen die Wahl des Reichsoberhauptes zur Diktatur zu bringen, ohne die übliche Vorfrage darüber an die Kurfürsten zu richten. Dazu kam noch, daß die Lage des Kaisers nach den kriegerischen Niederlagen und den gescheiterten Hanauer Verhandlungen immer verzweifelter wurde. Maria Theresia ließ sich, wie sie vorher in Böhmen die Huldigungen entgegengenommen hatte, jetzt auch in Bayern huldigen und deutete damit zum ersten Male offen an, daß sie dem Kaiser seine Erblande nicht wieder herauszugeben beabsichtige. Unter dem Eindruck dieser Lage der Dinge reifte

Friedrich im September 1743 nach Franken, um in persönlichen Unterhandlungen mit den südwestdeutschen Fürsten jenen geplanten Fürstenbund ins Werk zu setzen. Allein auch dieser Versuch erwies sich als vergeblich; nicht einmal in Bayreuth und Ansbach fand der König Anklang, spürte vielmehr selbst bei seiner durch häusliche Zerwürfnisse und Kummernisse verstimmt und verbitterten Lieblingschwester eher offene Hinneigung zu Maria Theresia als Geneigtheit, auf seine Pläne einzugehen. Außer beim Kaiser selbst fand er nur bei dem Landgrafen von Hessen und dem Kurfürsten von der Pfalz Verständnis für seine Pläne, und mit diesen wenigen Fürsten kam dann im nächsten Frühjahr der geplante Bund wirklich zustande (22. Mai 1744).

Allein bis zu diesem Abschlusse hatte sich die Lage der Dinge noch weiter zu ungunsten des Kaisers verschoben und allmählich auch einen für Friedrich selbst immer gefährlicheren Charakter angenommen. Schon begann man in seiner Umgebung, wenn auch nicht von seiten der vorsichtigeren Minister, in ihn zu dringen, daß er sich selbst wieder handelnd an dem für den Kaiser so ungünstig verlaufenen Kriege zu dessen Gunsten beteilige. Noch wies er solche Anregungen mit den stolzen Worten zurück: „Der König von Preußen übereilt sich nicht; er wird wissen, wenn er wieder hervorzutreten hat; noch ist seine Stunde nicht gekommen.“ Entscheidend für seine Entschliebungen wurden in erster Linie die Streitigkeiten zwischen dem Wiener und Frankfurter Hofe und eine Reihe diplomatischer Abmachungen, welche im Herbst und Winter des Jahres 1743 von Maria Theresia getroffen wurden. Im September 1743 hatte sie zu Worms unter englischer Vermittelung ein Bündnis mit Sardinien geschlossen, in welchem eine endgültige Vertreibung des Hauses Bourbon aus Italien in Aussicht genommen wurde, wonach dann

das Königreich Neapel an Österreich zurückfallen und von diesem zur Entschädigung des Kaisers für seine bayrischen Erblande verwendet werden sollte. Also Verpflanzung des Oberhauptes des Deutschen Reiches nach Italien, ein Gedanke, den der Kaiser mit Recht entrüstet zurückgewiesen haben würde. Im 13. Artikel jenes Wormser Vertrages aber verpflichtete sich Sardinien, nach der Befreiung Italiens der Königin seine Truppen zur Besetzung der Lombardei zu leihen, damit sie die ihrigen in größerer Anzahl nach Deutschland ziehen könne. War diese Vereinbarung, da die Waffen der Königin in Deutschland gegen ihre bisherigen Feinde im Augenblick des Vertragschlusses überall siegreich waren, sichtlich gegen Preußen gerichtet, so sprach noch deutlicher die Tatsache, daß im zweiten Artikel des Traktats, in welchem sich beide Mächte ihren gegenseitigen Länderbesitz auf Grund der einzeln aufgeführten Verträge bis zum Jahre 1739 garantierten, der Breslauer Friede und die Abtretung Schlesiens an Preußen nicht erwähnt war. Ähnliche, mittelbar wie unmittelbar gegen Preußen gerichtete Bestimmungen enthielt ein am 20. Dezember 1743 von Österreich mit Sachsen geschlossener Vertrag, in welchem dieses u. a. die pragmatische Sanktion garantierte, ohne den Breslauer Frieden auszunehmen.

Schon längst hatte Friedrich aus einzelnen zu ihm gedrungenen Gerüchten wie aus Berichten seiner Gesandten an auswärtigen Höfen die Besorgnis geschöpft, daß Maria Theresia, wenn sie die Franzosen verjagt habe, versuchen werde, Schlesien wiederzugewinnen. Nicht nur der König lebte in dieser Besorgnis; auch sonst war die Überzeugung verbreitet, daß Preußen seinen neuen Besitz nur durch einen nochmaligen Waffengang werde behaupten können. Man hat Wetten gemacht, Friedrich werde nicht mehr zwei Jahre

Herr in Schlesien bleiben. In der That sind der Anzeichen genug vorhanden, daß Maria Theresia den Plan, bei einer günstigeren Lage der Dinge den verlorenen Besitz wiederzuerlangen, niemals völlig aus dem Auge verloren hat. Selbst den früheren Bundesgenossen des Königs, den König von Frankreich, hielt man für fähig, an der Verwirklichung dieses Planes mitzuwirken, wenn die Königin sich zur Rückgabe der bayrischen Erblande an den Kaiser entschließe. In diesem Sinne hat ein Straßburger französischer Beamter, der Unterintendant Hazel, im Sommer 1743 die Königin durch den Mainzer Kurfürsten sondieren lassen. Je ungünstiger aber der Verlauf des Krieges sich dann für die Franzosen gestaltete, desto mehr bemühten sich diese, den preußischen König zur Erneuerung des Krieges an ihrer Seite zu bewegen. Zu diesem Zwecke bediente sich die französische Regierung der Vermittelung Voltaires, den dauernd nach Berlin zu ziehen sein königlicher Gönner nach wie vor eifrig bestrebt war. Anfang September 1743 erschien Voltaire in der That in Berlin, aber nicht zu dauerndem Aufenthalt, sondern mit dem halb offiziellen Auftrage, den König zu sondieren. Aber so sehr Friedrich den großen Schriftsteller in ihm noch immer bewunderte und verehrte: mit seinen politisch-diplomatischen Bemühungen hatte Voltaire entschieden kein Glück bei ihm. Wenn Voltaire ihm den Vorschlag unterbreitete, er solle plötzlich mit einer Armee am Niederrhein auftreten und alles entscheiden, so lachte und spottete Friedrich über diese Rolle eines deus ex machina, die man ihm in Paris zugedacht habe, und gab Voltaire schließlich direkt den Auftrag, seinen Landsleuten ein weiseres Benehmen anzuraten. Noch hielt er damals seine Zeit nicht für gekommen; auch traute er der Energie der französischen Kriegführung zu wenig, um sich auf ein

plötzliches Wagnis einzulassen. Er hoffte damals noch, durch den freiwilligen Zusammenschluß deutscher Fürsten und Aufstellung einer Neutralitätsarmee mit Ausschluß der Franzosen sein Ziel zu erreichen. Eben in die Zeit des Voltaireschen Aufenthaltes fällt jene Reise nach Franken, welche diesem Ziele dienen sollte. Voltaire hat ihn nach Bayreuth begleitet. Bei dieser Union, die dann später nur in so sehr beschränktem Maße zur Ausführung kam, hat er an eigentlich kriegerische Maßregeln gegen Maria Theresia zunächst noch nicht gedacht: die Königin sollte nur aufgefordert werden, Karl VII. anzuerkennen und in seine Erblande wiedereinzusetzen, aber nur unter Anerbietung „aller ersinnlichen guten Dienste“, ohne mit Gewalt zu drohen. Nur für den Fall, daß Maria Theresia zu keiner Verständigung geneigt sei, wurden kriegerische Maßnahmen ins Auge gefaßt: in diesem Falle sollte dann wieder Böhmen für den Kaiser, Königgrätz mit Pardubitz aber für Friedrich selbst gefordert werden.

Wirklich entscheidende Schritte erfolgten erst, als der König am 9. Februar 1744 von jenem Wormser Vertrage vom September 1743 Kunde erhielt. Jetzt trat die entscheidende Frage an ihn heran, ob er warten solle, bis die Königin Frankreich völlig niedergeworfen habe und dann ihre siegreichen Waffen, verstärkt durch die italienischen Truppen, gegen ihn allein kehren werde, oder ob er diesen Plänen seinerseits zuvorkommen solle. Indem er sich für das letztere entschied, beschloß er, es diesmal nicht wie im Jahre 1740 ohne diplomatische Vorbereitung zu tun, sondern nunmehr die Hand Frankreichs wieder zu ergreifen, ehe dies völlig niedergeworfen und zum Frieden gezwungen sei. Aber er verlangte dabei gewisse Garantien für eine energischere Kriegsführung der Franzosen. Ohne seine Minister davon zu benachrichtigen,

sandte er Ende Februar im tiefsten Geheimnis seinen vertrauten Freund, den Grafen Rothenburg, nach Paris, der früher in französischen Diensten gewesen war und noch vielfache persönliche Beziehungen zur dortigen Gesellschaft hatte. Als Bedingungen seines Wiedereintritts in den Krieg bezeichnete er folgende Punkte, die eine tatkräftige französische Kriegführung verbürgen sollten: Frankreich solle mit einem starken Heere in die Niederlande eindringen, ohne Rücksicht auf den Barrieretraktat, sollte ferner durch ein in Westfalen eindringendes Heer Hannover bedrohen; ein weiteres Heer sollte am Oberrhein gegen die österreichische Armee aufgestellt werden. Um aber dem bisherigen Verstedspielen ein Ende zu bereiten, nach welchem Frankreich formell Frieden mit Oesterreich hatte und nur dem Kaiser und Kurfürsten von Bayern Hilfskräfte stellte, wünschte er eine förmliche Kriegserklärung an Oesterreich und England. Graf Rothenburg, mit den Plänen des Königs aufs genaueste vertraut, erreichte, in Paris mit Freuden aufgenommen, den Zweck seiner Mission ziemlich schnell. Schon am 15. März erklärte Frankreich an England, am 26. April an Oesterreich förmlich den Krieg. Selbst den energielosen Schwächling König Ludwig XV. schien unter den Einwirkungen seiner ehrgeizigen Maitresse, der Marquise v. Chateauroux, die Kriegslust zu erfassen; er beschloß, an dem projektierten Feldzuge in Flandern persönlich teilzunehmen. Schwierigkeiten bereitete bei den weiteren Verhandlungen nur die Erklärung des Königs, daß er die Operationen nicht eher beginnen könne, als bis er durch eine Tripelallianz mit Rußland und Schweden, die jetzt in Frieden miteinander lebten, nach dieser Seite gedeckt sei. Keinesfalls könne der Anfang seiner Operationen vor dem August erfolgen. Schließlich wurde aber auch diese Schwierigkeit überwunden, und am 5. Juni,

am dritten Jahrestage des Breslauer Bündnisses, kam der neue Bündnisvertrag mit Frankreich zustande. Mit dem Kaiser aber wurde außerdem ein besonderer Geheimvertrag geschlossen, in welchem sich Friedrich verpflichtete, diesem ganz Böhmen zu erobern und Oberösterreich zu verschaffen, während Bayern dem Könige Österreichisch-Schlesien und von Böhmen die Stadt Kolin, Herrschaft und Stadt Pardubitz, den Kreis Bunzlau und einen Teil des Kreises Leitmeritz überlassen sollte.

Noch war Friedrich mit den weiteren diplomatischen Vorbereitungen seines sehr gewagten Schrittes beschäftigt. Die russisch-schwedische Tripelallianz, die er diesmal zur Voraussetzung seines Eingreifens machen wollte, war noch nicht geschlossen, aber, wie er meinte, einigermaßen dadurch vorbereitet, daß es ihm im Frühling 1744 gelang, den russischen Thronfolger mit der Tochter des in seinen Kriegsdiensten stehenden Fürsten von Anhalt-Zerbst, Sophie, der späteren Kaiserin Katharina II., den schwedischen Thronfolger aber mit seiner eigenen Schwester Ulrike zu verheiraten. Da erhielt Friedrich die Nachricht, daß die österreichische Armee des Herzogs Karl in den letzten Juni- und ersten Julitagen den Rhein überschritten habe und in das Elsaß eingerückt sei. Rasche Hilfe für die Franzosen und den Kaiser tat not, und Friedrich war entschlossen, sie zu bringen, da er sonst fürchten mußte, daß Frankreich unter dem Druck der Lage Frieden mit Maria Theresia schließen und dieser dadurch die Möglichkeit verschaffen könne, sich mit ihrer ganzen Macht gegen Preußen zu wenden.

Wunderliche Verkettung der Umstände, nur erklärlich durch die unheilbare Verworrenheit der damaligen Zustände des Deutschen Reiches! Um den Kaiser dieses Reiches vor völligem Unterliegen zu erretten, mußte Fried-

rich die Waffen ergreifen, um den Franzosen den Besitz des geraubten deutschen Elssasses zu verteidigen! Es war eine scheinbar direkt antinationale Aufgabe, die er übernahm! Tatsächlich aber machten die Zustände eine wirklich nationale Politik völlig unmöglich. Die Zukunft des Vaterlandes konnte nur noch darauf beruhen, daß es einem einzelnen Partikularstaate gelang, die alten Fesseln zu sprengen und den Partikularismus durch sich selbst zu überwinden. Indem Friedrich ganz ausschließlich preußische Politik trieb, hat er eine deutsch-nationale Politik der Zukunft erst möglich gemacht. Damals aber mußte er zunächst dadurch bei den Zeitgenossen in eine schiefe Stellung geraten, die am deutlichsten in der Art zutage tritt, in welcher er die Erneuerung des Krieges in Wien und in seinem Kriegsmanifeste motivierte. Nicht er als König von Preußen erklärte der Königin den Krieg; sondern, wie es Frankreich früher getan hatte: er erklärte, daß er nur dem Kaiser, den der Wiener Hof vom Throne herunterzusteigen nötigen wolle, eine Anzahl Hilfsvölker stelle. Er selbst habe keinen eigenen Streithandel mit der Königin von Ungarn. Zu den Waffen greife er nur, um dem Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde und Europa die Ruhe wiederzugeben.

Wer wollte leugnen, daß diese Erklärungen doch mit den mit Bayern und Frankreich getroffenen Vereinbarungen schwer oder gar nicht zu vereinigen waren? Es war nicht richtig, daß er für sich nichts begehre; denn er hatte sich, um gegen das von ihm übernommene Risiko gedeckt zu sein, weiteren Ländergewinn ausbedungen. Aber Unrecht tut man ihm doch, wenn man die Sucht nach diesem Ländergewinn für das eigentliche Ziel seines Wiedereintritts in den Krieg bezeichnet hat. Daß es ihm zunächst wirklich darauf ankam, den Kaiser vor völligem Unter-

gange, das Reich vor einem erdrückenden Übergewicht Österreichs zu retten, zeigen deutlich jene vergeblichen Bemühungen, zu einer Verständigung zwischen Österreich und dem Kaiser durch die Organe des Reichs oder durch eine deutsche Neutralitätsarmee zu gelangen. Erst als diese Versuche gescheitert waren, als er ernste Gründe zur Besorgnis für seinen eigenen neuerworbenen Besitz hatte, entschloß er sich zu neuem kriegerischen Eingreifen im Bunde mit Frankreich, und erst in diesem Stadium sind dann, da er im Fall des Mißlingens alles wagte, für den Fall des Gelingens jene Vereinbarungen über erweiterten Länderebesitz getroffen worden. Jetzt kämpfte er nicht mehr bloß für den Kaiser, noch weniger für die Franzosen, sondern für seinen eigenen Staat in der Gestalt, welche er durch die Siege des ersten schlesischen Krieges erhalten hatte.

Noch während diese Verhandlungen über das Bündnis mit Frankreich schwebten, gelang Friedrich eine kleine Gebietserwerbung, die in der Schnelligkeit ihrer Durchführung dem französischen Bundesgenossen aufs neue die günstigsten Vorstellungen über seine Energie verschaffen mußte. Am 25. Mai 1744 war das alte ostfriesische Fürstenhaus der Cirksena mit dem Fürsten Karl Georg Edzard ausgestorben. Die Erbfolge in diesem Fürstentum war Preußen von den letzten habsburgischen Kaisern bestätigt worden. Zwar meldeten sich sofort mehrere andere Prätendenten, allein Friedrich zögerte keinen Augenblick, von seinem Erbrechte Gebrauch zu machen. Am 1. Juni 1744 ließ er Ostfriesland ohne weiteres militärisch besetzen, am 23. nahm er in Aurich die Huldigung der

Stände entgegen, deren Verfassung er zunächst ruhig fortbestehen ließ. Zu durchgreifenden Änderungen blieb ihm ohnedies keine Zeit, da wenige Wochen nach der Besetzung des Landes jene große Wendung eintrat, die ihn auf einen größeren Schauplatz der Tätigkeit zurückberief.

